

Redaktion: Georg Kremnitz (Leitung), Peter Cichon (Finanzen), Barbara Czernilofsky (technische Ausführung)
weitere Redaktionsmitglieder: Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Fabio Longoni, Kathrin Sartingen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister
korrespondierende Redaktionsmitglieder: Joachim Born, Catherine Parayre, Thomas Widrich
Sekretariat: Dagmar Köstner, Alexandra Paar

Grafik: Astrid Young
Druck: facultas

Adresse (Redaktion und Bestellung):
QVR-homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Jahresabonnement: Ausland 18,- € / Österreich 14,- € (inklusive Zustellung);
Selbstabholer 11,- €
Einzelheft: 8,- € (Selbstabholer 6,- €); Doppelheft: 16,- € (Selbstabholer 12,- €)

Bankverbindung: Bank Austria Creditanstalt Wien, Kto.-Nr. 03230 494 100 (BLZ 12000)
IBAN: AT 94 1100 0032 3049 4100; BIC: BKAUATWW

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung.

ISSN: 1022-3169

QVR 30/2007

Inhaltsverzeichnis

Artikel:

Georg KREMnitz, <i>Zum Konzept der „Sozialgeschichte von Sprachen“ und zum Projekt Histoire Sociale des Langues de France</i>	5
Fañch BROUDIC, <i>Sociolinguistique historique d'une langue de France : le breton</i>	24
Hans Goebel, <i>Kurze Sozialgeschichte des Korsischen</i>	39
Marie-Christine Hazaël-Massieux, <i>L'histoire sociale des langues dites créoles au cours des colonisations des XVII^e – XVIII^e siècles</i>	57
Barbara CZERNILOFSKY, <i>„Triest und Gebiet“: Zur Sozialgeschichte der Sprachen</i>	88
Max Doppelbauer, <i>Spanien in Afrika. Sozialgeschichte der Sprachen von Melilla/Tamlit</i>	101
Roberto BEIN, <i>„Gutes Spanisch“ in Argentinien: Ziele der Schulreform und Wandel der Schüler- und Lehrervorstellungen in den letzten Jahren</i>	116

Varium:

Elisabeth ROUDINESCO, <i>Lumières et perversion des Lumières en Occident</i>	131
--	-----

Zum Konzept der „Sozialgeschichte von Sprachen“ und zum Projekt *Histoire Sociale des Langues de France*

Georg KREMnitz, Wien

Vorbemerkung: die folgenden Gedanken stellen nur eine relativ rasche Skizze dar, die erst durch aufwendige Detailarbeit die argumentative Dichte erhalten kann, die sie eigentlich haben sollte. Leider haben äußere Umstände – die Organisation des XXX. Romanistentages in Wien, eine relativ dichte Reihe von Verpflichtungen im Ausland – mehr Zeit in Anspruch genommen, als ich ursprünglich erwartete. Zeitschriften haben indes ihre eigenen Regularitäten, unter anderem die des regelmäßigen Erscheinens. Daher ist die folgende Darstellung abstrakter und elliptischer – vielleicht auch plakativer – als ursprünglich beabsichtigt. Ich hoffe, dass die Grundgedanken und das Vorhaben dennoch nachvollziehbar bleiben.

1. Ausgangspunkte

Die folgenden Überlegungen resultieren aus dem Zusammentreffen verschiedener Überlegungen und – vor allem – einer latenten Unzufriedenheit mit den Resultaten bisheriger Forschungspraxis. Sie konzentrieren sich auf drei Aspekte, die sicherlich von unterschiedlicher Bedeutung sind, die ich aber hier in der Reihenfolge aufzählen will, wie sie mir bewusst geworden sind: das Ungenügen der herkömmlichen Sprachgeschichten, die akommunikative Praxis der Sprachwissenschaft vor allem im 19. Jahrhundert und ihr Erbe und der (mindestens implizite) Nationalismus der üblichen sprachgeschichtlichen Forschung. Ich will die Punkte im Folgenden in aller Kürze gemäß ihrer Bedeutung darstellen.

Die formale Sprachwissenschaft, wie sie sich im Laufe der letzten zweihundert Jahre herausgebildet hat, hat ihr Augenmerk nahezu ausschließlich auf die sprachliche *Produktion* gelegt, nicht auf die *Rezeption*, noch weniger auf die *Kommunikation*¹. Im 19. Jahrhundert erklärt sich diese Selbstbe-

¹ Vgl. dazu: Kremnitz, Georg, 2004. „Von der formalen Sprachwissenschaft zur Soziologie der Kommunikation“, in: *Das Argument* (Berlin), XLVI, no. 258, 809-813 (in etwas veränderter Form auch in *Grenzüänge* [Leipzig], no. 23, 2005, 111-116), sowie ders., 2005. „La

schränkung, mindestens zum Teil, aus praktischen Begrenzungen: die noch nicht erreichte Bewahrbarkeit der menschlichen Rede ließ die kommunikativen und rezeptiven Aspekte des sprachlichen Austausches auch theoretisch hinter die produktiven zurücktreten (es ist allerdings bemerkenswert, dass sich in der unmittelbar vorausgehenden Sprachwissenschaft der Aufklärung da und dort – wenn auch nicht systematisch – sehr wohl Gedanken zur Kommunikation finden, die Selbstbegrenzung ist also nicht nur mit den praktischen Grenzen zu erklären). Die historische Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts diskutiert den Sprachwandel mit artikulatorischen, kaum jedoch mit kommunikativen Argumenten. Kommunikationsmodelle entstehen in der Sprachwissenschaft erst, nachdem die neue Medien-, vor allem Radiotechnologie ihr vorausgeeilt ist: Bühler (1934) und Jakobson (1940) sind zwar in der Sprachwissenschaft die großen Pioniere, aber sie kommen vergleichsweise spät. Die bevorzugte Betrachtung der Prozesse der sprachlichen Kommunikation aus der Warte der Produktion setzt sich bis heute fort. Nur selten tauchen in sprachwissenschaftlichen Arbeiten kommunikative oder rezeptive Argumente auf, dabei müssten sie im Zentrum der Überlegungen stehen. Mit diesem Verzicht schneidet sich die Sprachwissenschaft wichtige Erklärungszusammenhänge ab. Das gilt für die historische Sprachwissenschaft, etwa für die Diskussion von Lautwandelphänomenen, ebenso wie für synchrone Überlegungen. Eine Neubetrachtung etwa der historischen Grammatik des Französischen unter stärkerer Berücksichtigung kommunikativer Aspekte könnte zu interessanten neuen Resultaten führen. Auch bei vielen zeitgenössischen Phänomenen im Bereich der Soziolinguistik könnte eine Einbeziehung kommunikativer Aspekte zu veränderten Resultaten führen. Vor allem in den heute gängigen formalen Sprachtheorien macht sich die ungenügende Berücksichtigung kommunikativer Aspekte bemerkbar. Hier steht ein weites Feld für eine erneuerte Betrachtung offen. Die *Soziologie der Kommunikation* bemüht sich, die Forschung dafür sensibel zu machen.

Letztlich aus dem ersten Gravamen erwächst das zweite, die Kritik an den meisten, auch neueren, Sprachgeschichten (der romanischen Sprachen). Auch neuere Arbeiten stellen gewöhnlich eine Art Kompromiss zwischen einer historischen Grammatik und einer *externen* Geschichte dar, wobei die letzte sich weitgehend auf einen Versuch der Parallelsetzung sprachlicher Entwicklungen mit Daten der (politischen) Geschichte beschränkt. Mehrschichtige Betrachtungen der Veränderung der Kommunikationsbedingungen

linguistique du XIX^e siècle, une linguistique a-communicative. Quelques réflexions“, in: *Lengas* (Montpellier), no. 57, 111-123.

finden sich kaum, sieht man von den ganz großen Umwälzungen wie der Einführung des Buchdruckes ab. Es wäre indes notwendig zu zeigen, inwieweit – unter Umständen auch relativ unbedeutende – gesellschaftliche Veränderungen solche in der Kommunikation nach sich gezogen oder diese mindestens begünstigt haben, und dazu bedürfte es viel komplexerer Kommunikationsmodelle als der üblichen, welche zudem fast ausschließlich die Oberschichten in den jeweiligen Hauptstädten betrachten. Natürlich kommt ihnen als den zu imitierenden Vorbildern besondere Bedeutung zu, aber sie stehen in komplexen Zusammenhängen mit den kommunikativen Praxen anderer Gruppen, und diese werden von den Sprachgeschichten oft nicht einmal wahrgenommen. Die Konzentration auf Eliten versperrt oft die Sicht auf die komplexen Vorgänge in Gesellschaften. Allerdings setzen solche Sprachgeschichten die Berücksichtigung weitaus komplexerer Gesellschaftsmodelle voraus als das üblicherweise geschieht (möglicherweise sind entsprechende Darstellungen aufgrund des notwendigen Aufwandes auch nur punktuell und für relativ kleine Kommunikationszusammenhänge zu leisten), soll ihnen eine gewisse Beliebigkeit genommen werden, die ihnen nur allzu leicht anhaftet. Nun hat es in den letzten beiden Jahrzehnten, zumindest für einige Sprachen, deutliche Fortschritte in dieser Hinsicht gegeben, es wurden einige *Sozialgeschichten* von Sprachen publiziert², allerdings scheinen sie mir nach wie vor nur eine Minderheit zu bilden. Die konsequente Betrachtung der Veränderungen der Bedingungen und Notwendigkeiten der Kommunikation könnte für ein vollständigeres Verständnis der historischen und gesellschaftlichen Abläufe wichtige zusätzliche Erkenntnis vermitteln. Allerdings würde das in weit umfangreicherer Weise als bisher die Zusammenarbeit von historischer und kommunikativ-sprachwissenschaftlicher Forschung notwendig machen und damit früher oder später die Unterscheidung *interner* von *externer* Sprachwissenschaft obsolet werden lassen.

Fast alle Geschichten von Sprachen sind die Geschichten *einer* Sprache, die in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt wird, sei es, im Falle von dominanten Sprachen, als Erfolgsgeschichte, sei es, bei dominierten Sprachen, als Geschichte von Verfolgung und Unterdrückung. Die implizite

² Ein frühes Beispiel ist Leith, Dick, 1983. *A Social History of English*. London: Routledge and Kegan Paul. Erstaunlicherweise (?) tauchen ähnliche Titel auch schon recht früh für den Bereich etwa des Walisischen auf. Es geht also nicht um einen Unterschied zwischen dominanten und dominierten Sprachen. Aus neuerer Zeit möchte ich auf Boyer, Henri/Gardy, Philippe, (coord.), 2001. *Dix siècles d'usages et d'images de l'occitan*, Paris: L'Harmattan, verweisen. Der Band hat für das hier dargestellte Projekt in mancher Hinsicht eine Funktion als Vorbild und Anregung.

Annahme ist dabei die Verknüpfung von *einer* Sprache mit einem gewissen Raum oder Territorium³, wobei die Veränderungen des Raums der jeweiligen Sprache als Gewinn oder Verlust bilanziert werden. Wir wissen indes mittlerweile, dass wirklich einsprachige Räume in der Geschichte wohl eher die Ausnahme bilden, dass Migration ein zu allen Zeiten vorkommendes Phänomen war und ist und dass sich unter dem Schutzschild der gleichbleibenden Benennung einer Gruppe sehr komplexe Phänomene – Assimilation, Dissimilation, komplexe Kommunikationsfiguren – entwickeln können. Sprachen koexistieren immer, und stehen immer in Kontakt und Konflikt zueinander. Will die Forschung sich ein genaueres Bild der Abläufe machen, wäre es daher notwendig, gerade auch diese Beziehungen ins Auge zu fassen. Gewöhnlich handelt es sich dabei um komplexe Vorgänge, denn meist treten nicht nur zwei kommunikative Praxen miteinander in Kontakt, sondern eine ganze Reihe, wobei manche auch rasch wieder aus dem Spiel ausscheiden können. Vor allem in Gesellschaften, die ihre Migrations-Vergangenheit (und - Gegenwart) zur Kenntnis nehmen, lassen sich für diese Komplexität der Abläufe interessante Belege finden. Für die Verarmung der Perspektiven, welche die Betrachtung nur einer Sprache mit sich bringt, ist der Nationalismus seit dem 19. Jahrhundert zu einem guten Teil verantwortlich zu machen, auf der anderen Seite aber auch die – letztlich aus ihm hervorgegangene – Bevorzugung der Modelle sprachlicher „Reinheit“, wie sie die Sprachwissenschaft lange Zeit als Ideal sah (und in Restbeständen noch sieht). Die Isolierung *eines* sprachlichen Objekts, das man betrachtet, hat natürlich auch methodische Gründe, man kann ihr daher eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, wenn sie sich jedoch verabsolutiert und nach der Isolierungsphase nicht eine solche der Synthese vorsieht, dann werden die erzielten Resultate die umgebende Wirklichkeit nur mit erheblichen Verkürzungen abbilden. Es wäre daher sinnvoll, neben die Betrachtung der Entwicklungen jeweils *einer* Sprache diejenige der kommunikativen Entwicklungen in bestimmten Räumen zu stellen. Erst wenn solche Untersuchungen in größerem Umfang vorliegen, wird man allmählich von einer Soziologie der Kommunikation mit historischer Tiefe sprechen können. Erst dann wird die Entwicklung der Kommunikation im ganzen Volumen von Gesellschaften erkennbar werden; es ist anzunehmen, dass die Resultate solcher Untersuchungen auch unser Verständnis der gegenwärtigen Migrationsprozesse und der daraus resultierenden kommunikativen Probleme vertiefen werden.

³ Zur Abgrenzung der beiden Termini vgl. weiter unten.

2. Anwendungen auf Frankreich

Der Staat Frankreich bietet sich seit langem für solche Untersuchungen an: zum einen verfügt er über eine lange politische Kontinuität, dann ist bekannt, dass auf seinem Boden sehr unterschiedliche autochthone Sprachgruppen miteinander leben, dass diese Koexistenz aber durch eine konsequente Tradition staatlicher Politik, welche die Rolle des Französischen als ausschließlicher offizieller Sprache zunächst zu errichten und dann zu bewahren sucht, ungleich gemacht wird. Schließlich kommt eine alte Tradition der Immigration hinzu, die schon vor der kolonialen Expansion Frankreichs zu beobachten ist (in dieser Hinsicht stellt Frankreich allerdings auch in Europa keine nennenswerte Ausnahme dar) und sich mit Schwankungen seither erhält. Allerdings war es lange Zeit kaum vorstellbar, eine Darstellung der kommunikativen Entwicklung Frankreichs in (möglichst) all seinen Sprachen ins Auge zu fassen, da die (implizit) erklärte Offizialität des Französischen mit einem Monopolanspruch Hand in Hand ging, der die Existenz anderer Sprachen in Frankreich in Frage stellte (und sie allenfalls als Varietäten – *patois* – zu akzeptieren vermochte, denen das kommunikative Potential von *Sprachen* abgesprochen wurde); soziolinguistische Entwicklungen wurden auf diese Weise als essenzielle Charakteristika dargestellt⁴. Erst die allmähliche – und nicht ohne Widersprüche erfolgte – Aufweichung dieser Position machte neue Überlegungen möglich. Sie erfolgte im Zusammenhang mit den Überlegungen der damaligen französischen Regierung Jospin, die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen zu unterzeichnen, nachdem fast gleichzeitig 1992 durch einen Zusatz zum Artikel 2 der französischen Verfassung das Französische auch *explizit* zur Staatssprache gemacht worden war, ein Schritt, der von den Sprechern der *anderen* Sprachen recht bitter registriert wurde, aber eher auf Verunsicherung der herrschenden Schichten als auf Triumph schließen lässt. Man weiß, dass die Regierung die Charta 1999 in Budapest unterzeichnen ließ, dass aber der Staatspräsident Chirac, der in dieser Situation (wieder einmal) eine sehr zwiespältige Rolle spielte, fast zu gleicher Zeit den *Conseil Constitutionnel* angerufen hatte, der dann auch erwartungsgemäß die Charta als mit der französischen Verfassung nicht vereinbar erklärte. Damit war der Prozess vorläufig beendet, und die derzeitigen politischen Verhältnisse in Frankreich lassen eine Änderung der

⁴ Vgl. etwa die in dieser Hinsicht sehr typische Darstellung bei Dauzat, Albert, 1927. *Les patois*. Paris: Delagrave.

französischen Position nicht erwarten⁵. Immerhin kam es im Vorfeld dieser Unterzeichnung zu einer ganzen Reihe von Gutachten, welche die Position der Regierung absichern sollten.

Eines war der *Rapport Cerquiglini* von 1999, der eine Liste der *langues de France* aufstellte⁶ (daneben hatten vor allem die *rapports* Poignant und Carcassonne Wichtigkeit). Cerquiglini ging dabei einen völlig anderen Weg als das bisherige offizielle Frankreich, indem er nicht weniger als 75 verschiedene Sprachen aufzählte und Frankreich auch explizit zu dem Staat mit den meisten Sprachen in Westeuropa erklärte. Damit wurde diesen Sprachen mindestens eine offiziöse Existenz zuerkannt. Allerdings unterlag auch der *rapport Cerquiglini* politischen Prämissen: er zählt nur solche Sprachen auf, die andernorts nicht Staatssprachen sind. Daher taucht etwa das Spanische (Kastilische) nicht auf, dagegen das Katalanische und Baskische sehr wohl. Probleme ergeben sich auch mit der Bezeichnung des Elsässischen und der lothringischen Varietäten. In ähnlicher Weise muss das *arabe maghrébin* für das Arabische stehen, und das *arménien occidental* nimmt den Platz des Armenischen ein. Schließlich ergeben sich zwischen dem 1999 veröffentlichten Bericht und dem 2003 folgenden Sammelband (s. Anm.) kleine Unterschiede, die zeigen, dass diese Liste noch weiterer Ausarbeitung bedarf. Auf jeden Fall öffnet der *Rapport* die Tore für eine *andere* Betrachtung der Geschichte der Kommunikation in Frankreich.

Cerquiglini unterscheidet in seiner Liste drei Kategorien von Sprachen, nämlich zum einen die *langues régionales de la France métropolitaine*, also die alten autochthonen Minderheitensprachen, dann die *langues non territorialisées*, worunter alte wie neue Zuwanderersprachen zu verstehen sind, und schließlich die *langues des départements et territoires d'outre-mer*⁷, die Sprachen der ehemaligen Kolonien, die noch in französischem Besitz sind. Gemäß den Vorgaben fehlen in der Liste eine Reihe von Sprachen der Immigration, die man inzwischen mitunter als *langues en France* bezeichnet, jene Sprachen, die an anderer

⁵ Manche Politiker und einzelne Vertreter der anderen Sprachen meinen, die Unterzeichnung der Charta sei nicht (mehr) nötig, da die daraus erwachsenden Maßnahmen allein aus Gründen der Außendarstellung Frankreichs auch jetzt langsam umgesetzt würden - das ist eine sehr optimistische (oder sehr bescheidene) Position.

⁶ Bernard Cerquiglini war in jenen Jahren der Leiter der *Délégation Générale à la Langue Française* (seit 2001) *et aux Langues de France*. Sein Bericht ist unter der Adresse <http://www.culture.fr/culture/dglf> konsultierbar. Vgl. auch Cerquiglini, Bernard, (dir.), 2003. *Les langues de France*. Paris: PUF.

⁷ Er übernimmt dabei teilweise die Gliederung eines sehr viel älteren Berichtes, der als erster offizieller Text die Vielsprachigkeit Frankreichs diskutierte: Giordan, Henri, 1982. *Démocratie culturelle et droit à la différence*. Paris: La Documentation Française.

Stelle offiziell sind. Trotz dieser kleinen Schwächen stellt seine Liste den Ausgangspunkt für das Projekt *Histoire Sociale des Langues de France* dar.

Ein solches Projekt könnte beispielgebende Bedeutung für andere Sprachräume bekommen.

3. Umriss des Projekts

Es ist bekannt, dass das Sprechen (unter anderem) zwei voneinander untrennbare Funktionen besitzt, die der *Kommunikation* und die der *Demarkation*. Welche sprachliche Varietät ich auch verwende, ich tue es, um mit anderen in Kontakt zu treten (im Grenzfall des Monologs kann der Andere wieder ich selbst sein), aber dadurch trete ich auch in einen Kommunikationskreis ein und grenze mich von allen anderen ab. Diese Abgrenzung kann gering sein und die alltägliche Kommunikation praktisch nicht beeinträchtigen, sie kann aber auch (fast) vollständig sein. In diesem letzten Fall stellen wir fest, dass wir den/die anderen nicht verstehen. Allerdings darf man nicht aus dem Auge verlieren, dass unsere Kommunikation immer fragmentarisch bleibt; wir können, etwa durch kommunikationssichernde Strategien, versuchen, sie vollständiger werden zu lassen, dennoch bleibt sie immer flüchtig und unsicher, wie wir mindestens seit den Arbeiten von Sigmund Freud wissen. Andererseits baut die *Identität* oder *Personalität* sich aus diesen Abgrenzungen auf, wenn wir sie als eine sehr plastische und veränderbare (und sich ständig verändernde) Größe betrachten. Ich konstruiere mich (auch) in Abgrenzung von den anderen. Insofern hat jedes Zusammentreffen unterschiedlicher Sprachen oder Varietäten auch für die Konstruktion der Subjekte der jeweils Kommunizierenden ihre Bedeutung.

Von da hat das Projekt seinen Ausgang genommen. Es geht darum, die Veränderungen der Formen der Kommunikation innerhalb unterschiedlicher Gruppen zu verfolgen, aber auch darum zu sehen, welche Beziehungen die Sprecher unterschiedlicher sprachlicher Formen untereinander und mit denen der dominanten Sprache, dem Französischen, aufbauen. Dabei können wir nicht aus dem Blick verlieren, dass viele dieser sprachlichen Formen kommunikative Beziehungen mit Gruppen haben, die außerhalb der aktuellen französischen Grenzen leben. Es geht also nicht um eine Aneinanderreihung einer Reihe von soziohistorischen Monographien, sondern darum, vielseitige Kommunikationsformen zu beschreiben, unter sich verändernden historischen Bedingungen und mit einer Komplexität der (wechselseitigen) Beziehungen, die immer weiter zunimmt. Mit anderen Worten, das Projekt

will die Gesamtheit der kommunikativen Netze darstellen, die sich in einem gegebenen Territorium aufbauen.

Ein gewichtiges Problem ist die Auswahl des geographischen Bezugsrahmens. Das *Collectif Histoire Sociale des Langues de France* (C-HSLF) hat sich aus rein pragmatischen Gründen dafür entschieden, als Ausgangspunkt seiner Überlegungen die heutigen Grenzen Frankreichs, mit seinen Überseepartements und -territorien zu nehmen. Jede andere Entscheidung, etwa die, die ehemaligen französischen Kolonien auch einzubeziehen, wäre mindestens ebenso willkürlich gewesen, hätte aber nach weiteren Entscheidungen gerufen: nur die kürzlich unabhängig gewordenen Kolonien? Oder auch die des ersten Kolonialreiches wie Québec oder Teile der kleinen Antillen, die schon vor langer Zeit verloren gingen? Allerdings geht das *Collectif* zwar vom heutigen französischen *Territorium* aus, d. h. den politisch und administrativ fixierten Grenzen des heutigen Frankreich, muss aber seiner Arbeit grundsätzlich den Begriff des *Raumes* zugrunde legen, denn eine multilaterale Betrachtung von Kommunikation setzt unter anderem gerade die Dynamik des Raumes voraus. Die Verschiebungen der Grenzverläufe sind ein Element zur Erklärung der heutigen Kommunikationsverhältnisse, sie müssen daher Berücksichtigung finden. Allerdings kann es nicht Ziel eines solchen Projekts sein, die *Francophonie submergée*, etwa der europäischen Höfe oder als Sprache der Diplomatie, exhaustiv zu betrachten. Es geht schließlich nicht um eine Geschichte der Kommunikation in französischer Sprache, sondern um eine solche in den Sprachen Frankreichs und um das kommunikative Zusammenreffen dieser Sprachen.

Nun scheint auf den ersten Blick die Termini *Kommunikation* und *Territorium* nichts zu verbinden. Jede Kommunikation entwickelt sich zunächst zwischen einem Sender und einem Empfänger, sie kann sich verkomplizieren durch die Vervielfältigung der Repräsentanten auf beiden Seiten, oder durch die Zwischenschaltung von Vermittlern, sie kann andere Verzerrungen erleben und ist vielfach von äußeren Einflüssen abhängig. Und sie wird immer mit den Mitteln bewerkstelligt, die den Kommunikationspartnern im Augenblick zur Verfügung stehen. Nur dort, wo sie zur Gewohnheit wird, entstehen Traditionen des Verhaltens; die Sprachgeographie hat sie in vielfältiger Weise dargestellt. Aber all das sind Fakten der Kommunikation, die verschwinden, sobald die Gründe für diese Kommunikation nicht mehr existieren. Wenn ein Hafen seine Bedeutung verliert, verschwindet das Pidgin, das dort gesprochen wurde, möglicherweise ohne Spuren zu hinterlassen und ohne dass es dokumentiert wurde. Wenn eine Handelsstraße verkommt, werden die Begegnungen auf ihr seltener und die gegenseitigen sprachlichen

Einflüsse nehmen ab. Die recht starre Beziehung zwischen Sprache und Territorium ist vergleichsweise jung, sie verknüpft sich vor allem mit dem Erfolg des modernen Nationalismus – zwar tauchen die Herrschaftssprachen schon früher auf, aber sie fordern kaum jene territoriale Exklusivität, die seit dem frühen 19. Jahrhundert theoretische Normalität werden will (ohne dass sie je zur Realität wird, da die – oft erzwungene – Mobilität der Menschen die Karten ständig neu verteilt). Hinter diesem Versuch, Kommunikation zu territorialisieren, steht letztlich eine zweifache Verdinglichung: die der sozialen ebenso wie die der kommunikativen Beziehungen. Wollen wir die Sozialgeschichte der Kommunikation in einem gegebenen Territorium darstellen, so müssen wir hinter diese Petrifikationen zurückgehen und das „Werden“ gegenüber dem „Sein“ bevorzugen.

Das Projekt wird – auch im administrativen Rahmen – eine sorgfältige Klärung der Begrifflichkeiten vornehmen müssen, die es verwendet. Denn es bewegt sich auch hier in einem Bereich, in dem die Demarkation vielfach durch Konnotation überlagert wird. Dazu gehören so elementare Bezeichnungen wie *langue*, *langue régionale* oder auch *langue locale*. Keine von ihnen ist frei von ideologischen Aspekten; die Wahl bestimmter Termini kann solche Konnotationen nicht rückgängig machen, sie kann immerhin das Bewusstsein für ihre Wahrnehmung schärfen. Auch andere terminologische Entscheidungen des Französischen Staates müssen genau betrachtet werden.

In engem Zusammenhang damit steht ein anderes Problem, nämlich die Frage nach der Liste der zu berücksichtigenden Sprachen. Es wurde bereits angedeutet, dass die von Cerquiglini veröffentlichte Liste aus politischen Gründen bestimmte Sprachen nicht enthält, die praktisch, vor allem als Zuwanderungssprachen, eine beachtliche Rolle spielen. Dazu gehören etwa das Italienische und das Spanische (Kastilische), aber zu anderen Zeiten auch das Polnische, das Russische oder das Deutsche. Eine Darstellung, die sich strikt auf die von Cerquiglini zusammengestellten *langues de France* beschränken würde, würde gewichtige Aspekte der Kommunikation ausgrenzen und damit ihren eigenen Gebrauchswert verringern. Auf der anderen Seite wird eine vollständige Erfassung *aller* Sprachen der Immigration kaum möglich sein, zum einen aufgrund mangelnder Information, vor allem über kleine Gruppen, aber auch, da kleine Gruppen schnell in der umwohnenden Bevölkerung aufgehen (können). Dabei spielen Variablen wie kollektives Sprachbewusstsein, Prestige der beteiligten Sprachen und konkrete Kommunikationsformen eine Rolle. Vor allem die Dokumentation historischer Einwanderergruppen, deren Nachfahren sich längst akkulturiert haben, ist oft nahezu unmöglich. Ein Beispiel: bis weit ins 20. Jahrhundert wurden viele Einwanderer aus

Spanien und Italien im okzitanischen Sprachgebiet auf dem flachen Land zunächst auf Okzitanisch akkulturiert, erst eine Generation später – gewöhnlich über die Schule – erfolgte dann der Erwerb des Französischen; erst Radio und Fernsehen haben diesen Parcours überflüssig gemacht. Aus verständlichen Gründen ist dieser Prozess kaum dokumentiert, denn er spielte sich in Randgruppen der Bevölkerung ab. Das Projekt strebt daher eine möglichst weitgehende Vollständigkeit an, seine Mitglieder wissen jedoch, dass sie niemals vollständig sein kann.

Ein weiteres gewichtiges Problem ist die Frage nach der Abgrenzung von Sprachen und Varietäten. Es spielt in vielen Bereichen eine Rolle, da es auch im Bereich etwa der autochthonen Minderheitensprachen keine vollständige Einigkeit gibt, und die französische Sprachenpolitik immer versucht hat, durch fragmentierendes Vorgehen die einzelnen Kommunikationsräume klein zu halten und damit naturgemäß das Gewicht der jeweiligen Sprachen oder Varietäten zu relativieren. Daher erfolgte die Akzeptierung des Korsischen als eigener, vom Italienischen verschiedener (Ausbau-) Sprache in den siebziger Jahren recht problemlos. Daher wird das Verhältnis zwischen elsässischen und lothringischen Varietäten und dem Deutschen immer stärker als problematisch bezeichnet. Daher gibt es auch (wieder) Bestrebungen, die Einheit des okzitanischen Sprachraumes in Frage zu stellen. Diese Fragmentierungstendenzen finden gewöhnlich zumindest bei einem Teil der Sprecher positive Aufnahme, da sie ihren identitären Bestrebungen entgegenkommt, darüber aber die kommunikative Funktion von Sprache vernachlässigen. Diese Verteidiger der Authentizität der jeweiligen lokalen Sprachform sehen sie nur als Emblem, nicht aber als gesellschaftliche *Praxis*. Ähnliche Probleme stellen sich auch bei den anderen Gruppen, da es befriedigende wissenschaftliche Definitionen von *Sprache* und *Varietät* nicht gibt, und wohl auch nicht geben kann⁸, da bei dieser Frage *immer* ideologische Positionen eine Rolle spielen. Allerdings können die gesellschaftlich akzeptierten Antworten für das weitere Schicksal der jeweiligen Sprachen oder Varietäten große Bedeutung bekommen.

Die angestrebte Darstellung macht eine doppelte Blickrichtung notwendig, zum Besonderen und zum Gemeinsamen. „Transversale“ Fragestellungen, die die Gesamtheit oder eine größere Anzahl der Kommunikationssituation betreffen, müssen ebenso unsere Aufmerksamkeit erregen wie die Betrachtung der Kommunikation in den einzelnen Gemeinschaften.

⁸ Vgl. dazu Kremnitz, Georg, „Sur la délimitation et l'individuation des langues“, erscheint in: *Estudis Romànics* (Barcelona).

4. Abschließende Bemerkungen

Das Projekt wurde auf einer Tagung am 30.IX./1.X. 2004 in Paris (in den Räumen der INALCO) vorgestellt. Im Anschluss an diese Tagung bildete sich ein *Collectif*, das das Projekt seither fortführt. Das *Collectif* besteht heute aus Maria Carmen Alén Garabato (Montpellier), Klaus Bochmann (Leipzig), Henri Boyer (Montpellier), Fañch Broudic (Brest), Dominique Caubet (Paris), François Pic (Toulouse), Jean Sibille (Paris) und Georg Kremnitz (Wien), die Geschäftsführung obliegt Christiane Böck (Wien). Bisläng wird es durch eine Subvention der Universität Wien und eine zweite der DGLFLF (heute unter der Leitung von Xavier North) unterstützt. Allerdings besteht für die nahe Zukunft ein erhöhter Finanzbedarf, ein Problem, das bislang noch nicht gelöst ist. Das *Collectif* trifft sich regelmäßig und hat inzwischen auch in zahlreichen Schritten eine *Architektur* des Projekts vorgelegt. Eine Zahl von knapp einhundert Forscherinnen und Forschern haben ihr Interesse an einer Mitarbeit bereits angemeldet. In nächsten Schritten wird es sich darum handeln, die Finanzierung der Redaktion der einzelnen Beiträge und der Publikation zu erreichen.

Da das *Collectif* der Überzeugung ist, es handle sich dabei um eine Initiative, der nicht zuletzt exemplarische Bedeutung zukommt – etwa für den Aufbau einer europäischen Kulturpolitik und für die Bildung eines kollektiven Bewusstseins der Europäer, hofft es, das Unternehmen zum guten Ende bringen zu können.⁹

Wien, 26. XI. 2007

⁹ Vgl. dazu auch: Kremnitz, Georg, 2004. „Le projet d'une *Histoire sociale des langues de France*. Présentation et questions de méthode“, www.langues-de-france.org; id., 2007. „Pour une histoire sociale des langues de France“, *Langues et Cité* (Paris), no. 9.

Anhang : Histoire sociale des langues de France

Architecture (projet)¹⁰

I. Table de matières (ébauche)

1. Questions transversales concernant l'ensemble des langues

1. la dénomination « langues de France », son contenu et ses limites, notamment depuis 1999, histoire de la terminologie employée, le problème des « langues en France » : des « patois » et « langues et dialectes locaux » aux « langues de France »
2. les différents concepts de la francophonie
3. le problème du terme de « langue » face à « variété » et dans le cadre du phénomène de la « communication »
4. l'histoire sociale des langues : par rapport à l'histoire sociale tout court, par rapport à la linguistique et par rapport à l'histoire des mentalités
5. la terminologie employée dans l'histoire et celle que le présent ouvrage emploiera
 - fonctions du langage : communication/démarcation (identité)
 - statut, prestige, valeur communicative
 - contact et conflit
 - niveaux et champs de la communication
 - normativisation/codification et normalisation/usage social
 - territoire et espace ; territorialisation et déterritorialisation des langues
6. le sociolinguiste peut-il être neutre ?
7. militantisme linguistique et recherche
8. pour une histoire sociale de la linguistique en France
9. dénominations et conflits de dénominations depuis le centre et depuis la périphérie

¹⁰ Die Namen der Autoren der einzelnen Vorschläge oder Fragestellungen, sowie die Namen möglicher Bearbeiter wurden hier auf Wunsch verschiedener Angehöriger des *Collectif HSLF* getilgt.

10. langue, nation, territoire et langues de France
11. Etat, nation, langue et politique coloniale : l'expansion du français dans la Nouvelle France, en Afrique etc.)
12. le problème des « marchés linguistiques » (dans le sens de Bourdieu)
13. les aspects juridiques du problème : le droit des langues en France
14. le rôle des églises et/ou croyances religieuses pour le comportement langagier
15. l'idéologie et la perception de la question des langues par les partis et forces politiques (droite/gauche ; conservatisme/progrès)
16. le réveil des consciences linguistiques : les langues en tant que symboles pour des groupes, différences entre les différents cas de figure, évolutions historiques ; la perception des populations concernées elles-mêmes et les changements dans le temps
17. langues disparues
18. la coexistence actuelle des langues en France, formes, possibilités et tabous
19. les différences entre compétence et pratique
20. la normativisation du français et des autres langues de France
21. la gestion médiatique du plurilinguisme français
22. le rôle de l'écrit et surtout de l'imprimé en général
23. le rôle des autres médias (leur impact sur le niveau de la pratique des langues, et leur visibilité sociale)

2.1. Langues de France métropolitaine, questions transversales

1. l'espace communicationnel de Paris au XVIe siècle
2. l'espace communicationnel dans d'autres villes capitales de la France au Moyen Age et avant la Révolution ; le cas de Metz
3. aperçu des points historiques les plus importants :
 - 3.1. les langues de France avant la Révolution
 - 3.2. langues et construction nationale de la Révolution au Ier Empire
 - 3.3. la France napoléonienne et ses langues
 - 3.4. le « francien », importance symbolique et réalités historiques
 - 3.5. la politique linguistique de la IIIe République, surtout à ces débuts
 - 3.6. la défense des « langues régionales » depuis la IIIe République
 - 3.7. la loi Deixonne et ses antécédents
 - 3.8. de la loi Deixonne à nos jours

- 3.9. la signature et la non-ratification de la Charte Européenne en 1999 et les conséquences
4. la dialectique entre la montée du français standard et la dévaluation de autres variétés, surtout au XX^e siècle
5. le français dans les régions frontalières, représentations et réalités linguistiques le long de la frontière franco-suisse
6. les rapports Etat – langues régionales dans leur profondeur diachronique
7. l'évolution des rapports de communication d'une société hiérarchique vers une société égalitaire (« nationale »)
8. langues versus économie
9. l'incidence des frontières politiques et de leurs déplacements sur les faits linguistiques
10. formes de mise en minoration
11. contacts inégalitaires de certaines langues historiques de France avec le français et phénomènes d'hybridation (type *francitan*)
12. les mises en graphie des différentes langues et les influences que le français a exercé dans ces processus
13. les langues et l'école :
 - 12.1. histoire de l'éducation, imposition du français et résistance des langues régionales
 - 12.2 . éléments de répression linguistique : le symbole
 - 12.3. enseignement des langues régionales
 - 12.4. relations entre enseignement et réémergence des langues
14. les relations entre différentes langues dans le passé et au présent

2.2. Langues de la France métropolitaine, présentations encyclopédiques (entre parenthèses la date/période où la langue entre dans le contact institutionnel avec le français ; il va de soi que ces dates ne peuvent être qu'indicatrices) :

- 1.1. Domaine allemand :
 - 1.1.1. Alsace (1648)
 - 1.1.2. francique (XVII^e siècle)
- 1.2. Basque (XV^e)

- 1.3. Breton (XIIIe)
- 1.4. Catalan (1659)
- 1.5. Corse (1768)
- 1.6. Franco-provençal (XIIe)
- 1.7. Néerlandais/flamand (XVIe)
- 1.8. Occitan (XIIe)
- 1.9. Langues d'oïl : franc-comtois, wallon, picard, normand, gallo, poitevin-saintongeais, bourguignon-morvandiau, lorrain, champenois [leur traitement devra sans doute être plus globalisant que celui du premier groupe, étant donné que ces langues se sont *toujours* trouvées dans des rapports de dépendance, même si au départ cette dépendance était implicite]
- 1.10. Langue de signes française (LSF, XVIIIe)

Schéma général pour les articles encyclopédiques (à nuancer selon les situations respectives) :

1. Aire géographique et modifications historiques, avec mention des visions divergentes
2. Dénominations proposées pour la langue
3. Estimations du nombre des locuteurs et évolution historique de ce nombre
4. Histoire de la communication/de l'emploi en général, des débuts à nos jours [il peut être judicieux de faire plusieurs coupes synchroniques] :
 - L'emploi oral et son évolution
 - L'emploi écrit et son évolution
 - L'évolution historique du prestige de l'oral et de l'écrit, les formes de la conscience collective ; le regard de l'extérieur sur la langue
 - L'évolution des formes de communication à l'intérieur des différents groupes sociaux, avec un regard sur les transformations sociales
 - Le rôle de l'imprimé et du livre
 - Les séquences historiques de coexistence avec et substitution partielle par le français, l'implantation sociale du français dans les différentes aires et dans les différents domaines de la communication
 - Les rapports sociaux avec d'autres langues que le français et les influences mutuelles

Les mouvements de renaissance linguistique et culturelle, et les mouvements politiques qui s'appuient sur les données linguistiques

 L'évolution du prestige de la langue auprès des locuteurs (prestige interne) et ailleurs (prestige externe)

 L'élaboration de formes référentielles et leurs succès relatifs

 Composition sociale du corps des locuteurs et transformations de celle-ci, particulièrement le rôle des femmes

 Les formes actuelles de la reconnaissance « officielle » de la langue

 L'évolution de la communication sous l'influence des nouveaux médias et des nouvelles technologies

5. La migration à l'intérieur de la France et ses conséquences
6. L'évolution *interne*, les influences qu'exerce le français, mais également les influences qu'il reçoit
7. La situation actuelle de la langue : reculs, progrès et perspectives
8. Remarques particulières

3.1. Langues des DOM/TOM, questions transversales

1. survol sur les étapes de l'histoire coloniale de la France
2. le processus de la « minoration coloniale » des langues
3. le problème de l'unité ou de la multiplicité des créoles français
4. histoire de l'éducation, imposition du français et résistance des langues coloniales
5. les mises en graphie des différentes langues et les influences du français sur ces processus
6. le rôle de l'écrit et surtout de l'imprimé
7. enseignement de ces langues

3.2. Langues des DOM/TOM, présentations encyclopédiques

- 1.1. Créoles français (il faudra tenir compte du fait que les histoires de la communication de la Martinique, de la Guadeloupe et de la Réunion sont également complexes : de nombreuses langues s'y sont côtoyées, voire coexistent encore ; il suffit de penser aux différentes vagues d'immigration et leurs conséquences linguistiques ; une his-

toire de la communication devrait en tenir compte dans les chapitres respectifs):

- 1.1.1. Martiniquais (1635)
 - 1.1.2. Guadeloupéen (1635)
 - 1.1.3. Réunionnais (1654/1665)
 - 1.1.4. Guyanais (1607)
- 1.2. Les langues de la Guyane (1604) : créole ; langues amérindiennes : kali'na, wayana, arawak, palikur, wayampi, émerillon ; langues businenge ou créoles noirs marrons : aluku, ndjuka, paramaka, sranan tongo, saramaka ; hmong et autres
 - 1.3. Les langues de la Nouvelle Calédonie (1853) : nêlêmwa, nixumwak, yunga, nyelâyu, caac, jawe, fwâi, nemi, pije, pwaamei, pwapwâ, langue de Voh-Koné, paicî, cèmuhi, ajië, arhâ, arhö, neku, ôrôê, sîshëë, xârâcùù, xârâgurè, tîrî, drubea, numèè, kwênnyi, iaai, fagauvea, drehu, nengone, tayo
 - 1.4. les langues de la Polynésie (1842) : tahitien, mangarévien, marquisien, reo tuha'a pae, reo pa'umotu
 - 1.5. les langues de Wallis et Futuna (1842) : wallisien, futunien
 - 1.6. les langues de Mayotte (1841) : mahorais et malgache

Rem. : Pour la Guyane, la Nouvelle Calédonie, la Polynésie, Wallis et Futuna et Mayotte, il sera sans doute utile de penser à une présentation globale, à partir des territoires respectifs, pour tenir compte, d'une part, des situations de communication complexes, d'autre part, du manque potentiel de documentation. Les dénominations des langues sont celles de B. Cerquiglini (dir.), *Les langues de France*, Paris : PUF, 2003.

4.1. Langues de France/langues issues de l'immigration : questions transversales

1. évolution de l'immigration en France, les grands courants successifs et parallèles ; les processus de migration (typologie)
2. l'écrit et surtout l'imprimé des langues de l'immigration en général (en France)

3. les migrations des locuteurs des langues autochtones et des DOM/TOM dans l'espace français
4. la dialectique entre pays/groupes d'origine et immigration en France

4.2. Langues de France/ langues issues de l'immigration, présentations encyclopédiques

Rem. : C'est dans ce domaine qu'il faudra le plus souvent dépasser la liste Cerquiglini pour tenir compte non seulement des *langues de France* mais également des *langues en France*, d'autant plus que cette différenciation est floue : le tamazight a entre temps reçu un statut en Algérie et au Maroc ; selon les critères employés dans la liste Cerquiglini, on ne pourrait plus l'inclure ... Il faut se demander s'il ne serait pas utile de faire des notices brèves sur *tous* les petits groupes d'immigrés qui continuent à employer une langue particulière.

Il va de soi que le schéma initial doit être modifié pour ces langues, leurs centres communicatifs et intellectuels se trouvant en général *ailleurs* qu'en France.

Il faudra voir en plus lesquelles des langues mentionnées sous 3.2. seraient à reprendre ici à cause des migrations internes (faut-il les traiter ici, suivant le schéma général, ou sous 3.2., pour des raisons de simplification ? Dans le deuxième cas, il faudra faire des renvois)

Schéma du classement :

Langues de France

yiddish, sépharde et les autres langues des communautés juives (une histoire de la communication doit tenir compte de cet ensemble, souvent floue ; c'est aussi une histoire de l'assimilation au français)

1.1.2. rromani plus les autres langues employées par les Gitans [dans beaucoup de communautés du groupe pris en considération, le terme « Gitans » n'est pas considéré comme péjoratif, mais il faudra le discuter]

1.1.3. arabe (maghrébin)

1.1.4. berbère dans ses différentes variétés (il faudra tenir compte de la pluralité des situations, langues cultures, cultes de l'immigration maghrébine)

1.1.5 arménien (occidental), etc.

immigration européenne
italien
castillan
catalan [cf. 2.2.]
portugais
polonais
allemand
grec
serbo-croate et autres langues de l'ex-Yougoslavie
russe [surtout pendant l'entre-deux-guerres]
...

immigration des anciennes colonies
langues africaines (à détailler)
vietnamien et autres langues de l'ancienne Indochine (à détailler)
créole mauricien
créole haïtien
...

autres
chinois, dans ses différentes variétés
les langues de l'Inde
coréen
curde
...

Wien, 8 mai 2005, revu 21 janvier, 13 mars, 9 avril, 12 mai et 21 août
2006 5 février 2007

Georg Kremnitz

Sociolinguistique historique d'une langue de France : le breton

Fañch BROUDIC, Brest¹

Le breton n'est assurément pas une langue romane, même s'il a beaucoup emprunté au latin et au français. Proche des autres langues celtiques que sont le gallois et le gaélique, il se parle toujours surtout dans la partie occidentale de la Bretagne. Guy de Maupassant raconte en 1882 que « souvent pendant une semaine entière, en rôdant par les villages, on ne rencontre personne qui sache un mot de français ». Aujourd'hui, par contre, on peut traverser la Bretagne de bout en bout sans jamais entendre parler breton. C'est, dans un petit territoire, l'indication d'une transformation considérable en l'espace d'un siècle. Comment les chercheurs ont-ils dès lors rendu compte de l'évolution de la pratique sociale de cette langue de France ?

Pour le passé, les historiens ne prêtent pas tous attention à une telle question : quantité d'ouvrages n'y font même pas allusion. Des Américains font exception : dans *La fin des terroirs*, Eugen Weber consacre ainsi de nombreux développements à « l'embarrassant thème du patois, comme on appelait généralement les différents langages, idiomes, dialectes et jargons des provinces françaises » (Weber 1983). Dans *Creating the Nation in Provincial France*, Caroline Ford considère que c'est une vingtaine d'années seulement après la proclamation de la III^e République que les républicains au pouvoir en viennent à considérer l'usage des langues régionales comme un danger pour l'unité nationale (Ford 1993). Parmi les historiens bretons, Michel Lagrée prend largement en compte la problématique de la langue bretonne dans son analyse du couple religion et modernité (Lagrée 1992).

Des linguistes de renom ont aussi abordé ce sujet. Pour faire comprendre comment l'anglais s'impose en Australie face aux langues aborigènes, Louis-Jean Calvet explique en quelques mots, dans son plaidoyer « Pour une écologie des langues du monde », que « le français a joué le même rôle face au breton ou à l'occitan » (Calvet 1999). Claude Hagège, un peu plus disert, surévalue le nombre de Bretons qui « parlent leur langue ancestrale, plus par habitude que par attachement », mais évoquant l'attitude « d'un groupe résolu

¹ Centre de Recherche Bretonne et Celtique (membre associé) ; www.langue-bretonne.com

de 20 000 personnes qui l'utilisent et [la] transmettent par choix », il diagnostique qu'on « ne peut prévoir l'issue de cet effort » (Hagège 1992). Anthony Lodge observe qu'à la fin du XX^e siècle, « les *patois* et les langues régionales, si répandus autrefois, n'ont plus qu'un nombre restreint de locuteurs » et s'attache à comprendre les raisons de cette évolution (Lodge 1997).

Le breton est certes minoritaire en France, mais il l'est aussi désormais dans la zone même où on le parle. Comme il n'y a jamais eu de recensement pour évaluer le nombre de ses locuteurs, on prétendait toujours qu'on ne savait rien sur le niveau de pratique de la langue, ni pour le passé ni pour le présent. Or, en exploitant les récits de voyageurs, en analysant les enquêtes effectuées à différentes périodes, en explorant les archives, en revisitant les textes littéraires ou les articles de presse, en réalisant de nouvelles enquêtes de terrain, on peut disposer de données qui apportent pour chaque période un éclairage pertinent sur l'usage de cette langue. La mise en œuvre d'une sociolinguistique historique permet de distinguer cinq moments dans l'évolution de la pratique sociale du breton, de la fin de l'Ancien Régime à nos jours².

Sous l'Ancien Régime

Avant la Révolution, la Bretagne diffère considérablement de ce qu'elle a été par la suite. Tout d'abord, elle est une entité politique. À la mort de son dernier duc en 1536, elle n'est certes plus qu'une province du Royaume de France. Mais elle avait obtenu la garantie de ses libertés fiscales, judiciaires et ecclésiastiques. Elle en jouira pendant deux siècles et demi, tout en connaissant, presque sans discontinuer, des situations de crise et de tension avec le pouvoir royal : de 1675 à 1789, l'actualité politique en France a été constituée pour une bonne part des « affaires de Bretagne ».

La société bretonne d'Ancien Régime est toujours différenciée en ordres : clergé, noblesse et tiers-état. La noblesse domine les États, la place prépondérante étant occupée par celle de Haute-Bretagne. Les privilèges de la province ne sont souvent que les siens, en particulier au regard de l'impôt. La

² Je n'aborde pas ici les problèmes de méthodologie, dont j'ai traité lors du premier colloque international de sociolinguistique historique du domaine gallo-roman, organisé en juin 2007 par l'Université de Neuchâtel (Broudic 2007).

Pour de nombreuses références qu'il n'était pas possible d'indiquer dans le cadre de cet article, le lecteur voudra bien, par ailleurs, se reporter à ma thèse sur *La pratique du breton de l'Ancien Régime à nos jours* (Broudic 1995).

paysannerie et la bourgeoisie urbaine, qui constituent le tiers-état, supportent de plus en plus difficilement la tutelle de la noblesse. À leur position anti-nobiliaire, s'ajoute une opposition très forte entre les villes et les campagnes : 90% des habitants de la province sont des ruraux. Les villes se sont pourtant développées au cours du XVIII^e siècle : en Basse-Bretagne, c'est-à-dire dans la partie occidentale de la province, c'est le cas de Brest et de Lorient. Mais aucune autre ne dépasse la dimension de la petite ville.

La population de la province est généralement estimée, pour 1789, à environ 2 200 000 personnes. Selon Fañch Roudaut, celle de la Basse-Bretagne se situerait entre 950 000 et 1 000 000 de personnes. La précision est d'importance, car c'est ici que l'on parle le breton. Le même auteur évalue à 30% le taux de comparants en justice sachant le français et à 70% celui des monolingues bretonnants. On ne peut déterminer plus précisément ni le pourcentage des monolingues français ni le nombre des bilingues (Roudaut 1975). Mais quand le célèbre agronome britannique Arthur Young visite la France de 1787 à 1789, il note : « j'entre dans la Basse-Bretagne. On reconnaît tout d'un coup un autre peuple, rencontrant plusieurs individus qui ne savent de français que : *je ne sais pas ce que vous dites, ou je n'entends rien* ».

À la veille de la Révolution, le breton est la langue de la majeure partie de la population en Basse-Bretagne, le français ayant cependant effectué une percée. Quelques témoignages le confirment à l'époque. Un certain Desjobert note ainsi vers 1780 : « tout ce peuple parle bas-breton depuis Lamballe à peu près, cette langue est si différente du français que je n'y entendais pas un mot. Au reste, les filles d'auberge, les postillons et beaucoup de petits marchands et ouvriers parlent français ». Un autre voyageur rapporte en 1780 qu'il « ne pouvait arriver à se faire comprendre hors des grandes villes, faute de savoir le breton ».

Nombre d'indices témoignent de la prédominance de la langue bretonne. Alors que la mortalité infantile et celle des jeunes femmes étaient très fortes, les États de Bretagne répugnent à mettre en place des formations à l'intention des sages-femmes. Les médecins le font eux-mêmes. Bien qu'originaire du Limousin, le professeur - démonstrateur d'accouchements Jacques Dubois apprend le breton. Il intervient dans tous les évêchés de Basse-Bretagne de 1769 à 1789 : « ce serait en vain que l'on aurait les talents les plus distingués si l'on n'a pas la connaissance de la langue bretonne ». Il élabore un projet d'enseignement de l'obstétrique, précisant qu'« il faudrait que ces démonstrateurs sussent bien le breton » (Stofft 1984).

La prédication était partout assurée en breton. Ce n'est qu'en ville que l'on prêche en français, dans les paroisses de Brest, Landerneau, Saint-Pol-de-

Léon, par exemple. Mais aucune ville de Basse-Bretagne, même pas la plus grande, n'est entièrement francophone. Lorsqu'en 1692 les Capucins avaient voulu s'établir à Recouvrance, à Brest, le corps de ville avait exigé qu'ils ne soient pas plus de douze, dont six seraient confesseurs « bretons ».

De ces observations, il ressort un état de fait et l'amorce d'une tendance. À la veille de la Révolution, la Basse-Bretagne est un pays aussi bretonnant que rural. La plus grande partie de la population ne parle que le breton : il n'y a qu'un paysan sur 20 qui sache aussi le français. Mais si la campagne est le monde du breton, la ville est déjà pour une part celui du français. Si le breton est également pratiqué en ville au sein des populations laborieuses, le français est la langue de la bourgeoisie, et par ailleurs celle de la noblesse. Mais la noblesse elle-même, à ce moment-là, n'ignore pas le breton. Ronan Calvez vient d'éditer le texte d'un opéra-comique ainsi que des contes libertins, écrits à la veille de la Révolution française par Pascal de Kerenveyer : « son breton est le fruit de la société qui en fait usage; ce n'est pas la langue des champs, ce n'est pas la langue de la chaire, c'est celle des salons. Kerenveyer écrit du breton mondain » (Calvez 2005 : 46). Une part non négligeable de la population urbaine est bilingue. C'est surtout le bas clergé, bilingue d'expression, qui joue le rôle de médiateur entre les deux mondes linguistiques.

La Révolution française

La période est de courte durée, puisqu'elle ne s'étend que sur une dizaine d'années. Mais la Révolution change tout. Elle est à l'origine de transformations majeures. Les Bretons ont d'ailleurs été à l'avant-garde de la Révolution française, au point de jouer dès 1788 un rôle capital dans le déclenchement des événements. À Paris, les députés bretons du Tiers-Etat se regroupent bientôt dans un « Club breton », qui sera à l'origine du fameux Club des Jacobins. De la Révolution, la Bretagne conserve toujours son organisation en cinq départements.

La Révolution a tenu compte de l'existence de la langue bretonne : comment aurait-elle pu faire autrement ? En 1790, l'abbé Grégoire diffuse son questionnaire relatif « aux patois et aux mœurs des gens de la campagne ». Deux réponses seulement lui parviennent de Bretagne, l'une du laboureur Pierre Riou, l'autre de Joseph Lequinio. La situation qu'ils décrivent ne diffère guère de celle observée antérieurement. Pierre Riou écrit ainsi, à propos des anciens évêchés de Tréguier et de Léon, que « l'usage de la langue française, bien loin d'être universel dans cette contrée, n'y est connu des campagnards

que d'une faible partie, de ceux qui communément, par leurs relations de commerce, fréquentent les villes. Les gens aisés en forment le plus grand nombre ». Lequinio se contente d'une notation d'évidence : « on parle le breton dans les campagnes ». À la 17^e question de Grégoire - « le parle-t-on dans les villes ? » - il répond : « la populace seulement ». D'après leurs indications, les relations d'échange se font par l'intermédiaire du breton, et la population urbaine doit le pratiquer pour commercer avec les habitants des campagnes.

En 1789, les cahiers de doléances ont tous été rédigés en français. En quelle langue se sont alors déroulés les débats qui ont abouti à leur rédaction ? On est conduit à penser comme Ferdinand Brunot « que les choses s'y passaient comme dans les assemblées de village de l'Ancien Régime et comme dans les réunions de bien des Conseils municipaux d'aujourd'hui. L'ordre du jour, le procès-verbal étaient en français, la discussion en patois, sinon toujours, du moins souvent » (Brunot 1926). L'on est très clairement en présence d'une situation de diglossie : la langue parlée usuelle est le breton, l'écrit est en français.

La Basse-Bretagne va appliquer les stipulations du décret du 14 janvier 1790 invitant le pouvoir exécutif à faire traduire les délibérations de l'Assemblée dans les différents idiomes des provinces. Le Directoire du Finistère témoigne de l'intérêt que représentent ces traductions dans une circulaire du 2 mai 1791 aux districts : « nous recevons de toutes parts, messieurs, des demandes pour qu'il soit procédé sans délai à la traduction en langue bretonne des décrets sur le timbre, sur l'enregistrement, sur les contributions foncières et mobilières... ». En une période de complète transformation de la législation, le besoin est très fortement ressenti d'un exposé en breton des nouvelles réglementations. En réalité, c'est dès 1789 qu'apparaissent les premières traductions en breton de l'époque révolutionnaire. Il faut cependant attendre 1793 pour trouver celles de textes émanant des instances supérieures de la Révolution, telles que la Déclaration des droits de l'homme et du citoyen du 24 juin 1793. Le travail de traduction se poursuit jusqu'au début de 1796, des traducteurs étant rémunérés à cet effet, à Brest ou à Landerneau par exemple.

Les positions du breton ont-elles été entamées pendant la Révolution française ? D'après ce que rapporte M. Habasque en 1832, « avant la Révolution, on avait par fois de la difficulté à trouver, dans une paroisse, quatre ou cinq personnes qui sussent le français; aujourd'hui, il n'y a pas un cultivateur aisé, dont quelqu'un des enfants ne le parle ou ne l'entende ». Une claire conscience existe donc des changements sociolinguistiques qui se sont

produits à l'occasion de la période révolutionnaire, même si ces propos soulignent bien que la connaissance active ou passive du français n'est le fait que des plus aisés des agriculteurs, ou plus précisément encore de l'un ou l'autre de leurs enfants.

Contrairement aux idées reçues, la Révolution n'a pas déraciné les idiomes. Elle en a eu l'intention, et les discours de Barère et de l'abbé Grégoire sont bien connus. Il n'en reste pas moins que du fait de la Révolution le breton a accédé alors pour la première fois au statut de langue de la politique : il n'est plus seulement le moyen d'expression habituel de tout un peuple, il n'est plus seulement la langue de l'Église. De ce point de vue, la politique des traductions marque bien une rupture, peut-être datée mais bien réelle, par rapport à la période de l'Ancien Régime.

La langue bretonne devient aussi un enjeu, et à cet égard le discours révolutionnaire sur les idiomes, et plus particulièrement celui des Jacobins, est pour l'avenir porteur de bien des évolutions. C'est que la donne est changée du tout au tout. À compter de 1789, les nations d'Ancien Régime ont été emportées, et la Bretagne s'intègre désormais dans une nouvelle nation dont le français doit être la langue. Selon le syntagme énoncé par Patrick Cabanel, « la République est une langue, et la langue une République » (Cabanel 2002).

Le XIX^e siècle

Aux lendemains de la Révolution, le calme revient progressivement, après la prise du pouvoir par Napoléon Bonaparte. Jusqu'en 1870, la France vit cependant une période de relative instabilité, puisque cinq régimes politiques différents vont s'y succéder en quelques décennies. Dans l'Ouest, le rétablissement de la monarchie en 1815 est à tous les points de vue une restauration : l'Église retrouve son pouvoir, la propriété foncière aussi. Pendant tout le XIX^e siècle, la Bretagne est perçue comme catholique et politiquement conservatrice.

Par son étrangeté et par son éloignement géographique, elle intrigue autant qu'elle attire. Ce siècle est celui de « l'invention de la Bretagne » : c'est une fois disparue comme entité politique que l'ancienne province se constitue comme objet culturel. Pendant toute la période, elle donne une image d'immobilisme et d'une société immuable. Les travaux les plus récents des historiens présentent malgré tout la période comme moins figée et plus complexe qu'on ne le prétendait (Denis et Geslin 2003). L'agriculture évolue et la population s'accroît. Mais les villes ne comptent toujours que pour 20% en 1876, et l'exode rural commence à sévir dès le Second Empire.

Les observations se multiplient sur les usages de langues : linguistiquement, la Bretagne reste divisée en deux, entre la Basse-Bretagne qui parle le breton à l'ouest, et la Haute-Bretagne qui l'ignore, au point qu'un auteur parle en 1845 de la limite linguistique comme de « la muraille chinoise de l'idiome breton ». Un voyageur raconte : « à peine pouvais-je trouver dans ces bourgs isolés un homme parlant le français, si ce n'est son curé ou son vicaire ». En 1832, l'Évêque de Quimper affirme que « la connaissance du dialecte bas-breton est indispensable pour donner utilement l'instruction religieuse aux marins » en formation à Brest. En 1847, Gustave Flaubert et son ami Maxime Du Camp cherchent une auberge du côté de la Pointe du Raz, à la pointe du Finistère, sans pouvoir se faire comprendre : « nous étions là, nous regardant tous deux, moitié souriants, moitié furieux, plus incompris, plus perdus que chez les Lapons ou les Algonquins ».

Les premières enquêtes statistiques confirment ces impressions. Lorsqu'au nom de l'administration impériale Coquebert de Monbret effectuée en 1806 la première enquête officielle sur les langues de France, il considère tout simplement comme bretonnants tous ceux qui résident à l'ouest de la frontière linguistique : cela lui permet d'évaluer la population bretonnante à 995 000 habitants. En 1831, 80% des habitants du Sud-Finistère sont des monolingues bretonnants, moins d'une personne sur cinq *pouvant* parler, lire ou écrire le français. Les différences sont cependant très fortes entre les communes rurales, exclusivement bretonnantes à 90 ou 95%, et les villes, où le pourcentage de monolingues bretonnants n'est que de 50% environ. En 1811, le pourcentage des comparants en justice ayant besoin de faire appel à un interprète est toujours de 70%, mais il tombe à 60% en 1843.

En 1864, un inspecteur de l'Instruction Primaire se montre très précis dans un rapport concernant les circonscriptions de Quimper et Morlaix. D'après lui, dans les villes, « un dixième de la population adulte ne sait que le français et une moitié sait le français et le breton. Le reste ne sait que le breton. Le dixième ne sachant que le français est généralement composé de fonctionnaires ou d'autres étrangers résidant dans ces villes ». Les communes rurales, quant à elles, « parlent exclusivement le breton. C'est à peine si l'on y trouve parmi les adultes 1/25 sachant assez bien le français pour le parler avec quelque facilité ». L'historien Yves Le Gallo en tire l'observation suivante : « le breton n'est pas seulement une langue de paysans, c'est une langue paysanne et, sans doute pour certains, la langue paysanne par excellence ». Hiérarchie linguistique et hiérarchie sociale se superposent.

Durant toute la partie du XIX^e siècle qui s'étend jusqu'en 1870, le breton est pour ainsi dire la seule langue qu'on parle en Basse-Bretagne. Seules les

viles font exception. Le breton s'imprime aussi et se lit. Mais le français est la langue officielle et celle de l'administration. On peut toujours analyser rétrospectivement la situation en termes de diglossie. C'est d'ailleurs ce qui avait frappé Michelet quand il avait voyagé en Bretagne en 1831 : à l'exception de celles des bureaux de tabac, les enseignes n'y étaient pas rédigées en breton, même les inscriptions sur les tombes étaient en français...

La III^e République

Après la chute du Second Empire, la France hésite pendant cinq ans à opter pour un régime politique. La III^e République est finalement proclamée en janvier 1875. Elle va durer 65 ans, jusqu'à la prise du pouvoir par le Maréchal Pétain en 1940. Elle est de ce fait le régime politique le plus long qu'ait connu le pays depuis 1789.

Pendant toute cette période, la Bretagne connaît une série de transformations qui vont avoir une incidence considérable. Avec le vote des lois rendant l'école primaire laïque, gratuite et obligatoire, par exemple, elle comble une grande partie de son retard : de 1878 à 1906, le taux de scolarisation passe de 66 à 89%, et le pourcentage d'analphabètes parmi les conscrits chute de 30 à 3%.

À partir de 1890, la région connaît un développement considérable du chemin de fer qui favorise les mouvements de population. Elle reste sous-urbanisée. Mais alors que le bilan démographique naturel est largement positif, le solde migratoire est négatif : la Bretagne perd plus de 300 000 habitants entre 1872 et 1911. Les départs se font vers Paris, vers les ports du Havre ou de La Rochelle, mais aussi vers les États-Unis et le Canada. Ce sont les catégories les plus démunies, d'origine paysanne en général, qui vont ainsi rejoindre le prolétariat des grandes villes. Une émigration bretonnante s'installe aussi à Rennes et à Nantes.

La population s'élève malgré tout à 3 272 000 habitants sur les cinq départements en 1911. Le premier conflit mondial est vécu comme une tragédie, et c'est à partir de 1935 que sont ressenties les conséquences démographiques des pertes dues à la guerre. La période de l'entre deux guerres apparaît comme une période de stagnation, en particulier dans le domaine agricole.

Concernant l'utilisation de la langue bretonne, les notations d'auteurs que l'on peut relever à la fin du XIX^e siècle ou au début du XX^e, sont incomparablement moins nombreuses qu'auparavant. André Suarès est l'un des seuls à écrire à ce sujet : « dans une petite gare, on ne parla plus français,

et j'entendis la langue dure dont l'accent chante ». La langue bretonne n'est pas non plus la préoccupation majeure des peintres de Pont-Aven.

D'autres sources nous renseignent désormais sur les usages de langues en Basse-Bretagne. Au tout début du XX^e siècle, intervient un conflit majeur entre l'Église et l'État à propos de « l'usage abusif du breton » pour la prédication et le catéchisme : 127 prêtres sont pour ce motif suspendus de traitement par le gouvernement d'Émile Combes. Jamais sans doute, en deux siècles, les pouvoirs publics n'auront autant enquêté et fait enquêter sur la pratique du breton et la connaissance du français (Broudic 1997).

D'après les recteurs, il est impossible de faire les sermons en français dans les paroisses rurales puisque « la population ne parle que le breton, et n'est pas capable, à part quelques rares individus, de suivre et de comprendre une instruction française ». En ville, à Brest, Quimper ou Morlaix, la prédication est assurée en français, sauf pour « les journaliers et domestiques venant de la campagne ». Le Préfet du Finistère, H. Collignon, admet lui-même qu'il est « exact qu'un grand nombre d'enfants de la campagne ne connaissent pas suffisamment le français... Quant aux hommes qui ont atteint la quarantaine, dans la grande majorité des communes du département, la langue bretonne est la seule qui soit connue d'eux ». D'après le Sous-Préfet de Brest, dans la plupart des communes, la population adulte « comprend un peu le français et montre une préférence marquée pour le breton ».

Les enquêtes effectuées aussi bien par le clergé que par l'administration en 1902 mettent en évidence une pratique du breton massive et généralisée en secteur rural. Les ruraux ne méconnaissent pourtant pas la langue nationale : la moitié la comprend, le quart peut la parler. Mais ils n'en ont l'usage qu'occasionnellement. La présence du français est forte en ville, mais une proportion importante de la population urbaine sait le breton. Au total, les trois-quarts de la population savent le breton et s'expriment usuellement en cette langue. Il n'y a d'ailleurs pas de différence, au niveau des pratiques linguistiques, entre les jeunes générations et celles de leurs parents. Mais la connaissance du français progresse : alors que parmi les adultes un quart est bilingue, parmi les enfants les deux tiers le sont.

Les enquêtes réalisées entre les deux guerres traduisent une nouvelle évolution. D'après celle effectuée par la revue « Gwalarn » (« nord-ouest », en breton), environ un million de personnes utilisent le breton comme langue quotidienne en 1928. Si la langue bretonne est toujours en position dominante dans les trois-quarts des paroisses (essentiellement celles qui sont rurales), la connaissance du français est déjà mieux assurée chez les enfants. Le clergé lui-même continue d'assurer la prédication et le catéchisme majoritairement en

breton dans le Trégor comme dans le Vannetais, mais les paroissiens commencent à exprimer une demande en faveur du français.

L'enjeu s'est déplacé : la III^e République correspond à la période dure d'exclusion du breton de l'école. En 1897, l'Inspecteur d'Académie du Finistère, Dosimont, est catégorique : il édicte comme une « règle inviolable » et un « principe qui ne saurait jamais fléchir » le fait que « pas un mot de breton » ne devait être prononcé en classe ni dans les cours de récréation. En 1938, le règlement de l'école publique de Plozévet stipule qu'il « est défendu de jouer à des jeux dangereux et de parler breton entre camarades ». Dans *Le Cheval d'orgueil*, Pierre-Jakez Hélias a décrit le triste sort des « galériens du français » que sont les élèves à ce moment. Nombre de témoignages recueillis sur cette époque sont douloureux. Ainsi ce paysan du Léon, interviewé par F. Elegoet, qui constate simplement : « quand nous sommes allés à l'école, nous ne savions que le breton et il fallait parler français ».

Les années décisives

Avant la deuxième guerre mondiale, la Bretagne n'a pas réussi à prendre son élan sur le plan économique. Dans les années 1950, ce n'est pas seulement l'agriculture, mais la région dans son ensemble qui est considérée comme attardée. Tous les analystes reconnaissent que, depuis, elle a « connu une véritable révolution qui l'a fait passer en quelques dizaines d'années de la tradition à la modernité ». Ce bouleversement sans précédent est intervenu à la suite d'une prise de conscience : dans les années d'après-guerre, toute la région s'est mobilisée autour de ses élus pour sortir de l'état de sous-développement chronique dans lequel elle se trouvait.

La Bretagne est devenue la première région agricole de France, même si le modèle productiviste qui a prévalu fait débat aujourd'hui. L'industrie agroalimentaire et l'électronique sont très présentes : c'est cependant le secteur tertiaire qui fournit une grande part de l'emploi. Le développement économique a été favorisé par la mise en place de moyens de communications plus performants entre la région et l'extérieur. Conséquence directe : la Bretagne a enfin retrouvé un chiffre de population ascendant. Mais de nouveaux déséquilibres apparaissent, entre l'est (qui progresse davantage) et l'ouest, entre la zone littorale plus peuplée et l'intérieur.

Pendant ce demi-siècle, la pratique sociale du breton va, elle aussi, connaître de profondes transformations. Au début, les bretonnants représentent toujours près de 80% de la population de la Basse-Bretagne. Francis Gourvil propose un état des lieux en 1952 :

- environ 100 000 monolingues de langue bretonne (6% de la population), nés avant 1890 et n'ayant guère fréquenté l'école
- 700 000 locuteurs (soit 47%) s'exprimant de préférence en breton
- 300 000 personnes sachant le breton (soit 20%), mais s'exprimant plutôt en français
- enfin, 400 000 monolingues de langue française (soit 27%), ignorant le breton.

La sociolinguistique n'avait pas encore été inventée, mais pressentant sans doute les évolutions en cours, le chanoine Nédélec propose en 1946 à 124 de ses étudiants du Grand Séminaire de Quimper d'effectuer une enquête sur la pratique du breton. L'enquête est remarquable, dans la mesure où elle ne porte pas seulement sur la langue de la religion, mais englobe pour la première fois les autres secteurs de la vie sociale, tels que la vie familiale ou professionnelle. Elle aborde de la même manière la question des usages différenciés entre générations et entre sexes (Broudic 1995). Que nous apprend-elle ?

Dans les communes rurales, à cette date, le breton est toujours d'usage courant : les foyers où on ne le parle pas sont « extrêmement rares ». L'usage du français au quotidien ne concerne que les classes moyennes : les instituteurs, les membres du clergé, le médecin, quelques commerçants. Ces derniers ont opté pour le français pour leur vécu personnel. Mais ils savent aussi le breton : « dans le commerce, on ne parle pour ainsi dire que le breton ». C'est par ailleurs « la langue de tous les paysans au travail. C'est aussi leur langue pour le commerce. Jeunes et vieux, tous parlent le breton aussi bien chez le garagiste que chez le médecin, chez le notaire que chez le grainetier, à la mairie ou sur la place ». Un enquêteur observe malicieusement que « la perception [pour payer les impôts] est peut-être la seule maison où beaucoup de paysans doivent parler le français ».

La différenciation se fait au regard de l'espace, la langue du centre bourg n'étant pas celle de la périphérie : les prêtres parlent toujours en breton à la campagne, et plutôt en français aux habitants du bourg. L'évolution technologique engendre des pratiques contradictoires : « quand on parle des nouveaux systèmes de culture, tout se traite en français, pour la bonne raison qu'il n'y a là-dessus rien d'écrit en breton ». Ailleurs, « les termes techniques se francisent de plus en plus, sauf les termes qui concernent la mer, où le français est complètement inconnu ».

L'enquête révèle en outre que c'est à ce moment-là que les parents font massivement le choix d'élever leurs enfants, non plus en breton comme ils l'avaient été eux-mêmes, mais en français : ce sont les années décisives. Il

existe encore des communes où « les parents parlent uniquement le breton à leurs enfants, ceux-ci arrivant à l'école ne sachant s'exprimer qu'en breton ». Mais ailleurs, il est « très mal noté de s'adresser en breton aux enfants ». Variante : « il devient de mode » ou « c'est le grand chic » de les élever en français. Les situations de diglossie se multiplient : ici, « les parents s'adressent en breton à leurs enfants et ceux-ci répondent en français »; ailleurs, « même les grands-parents essaient de parler français à leurs petits-enfants ».

Parmi les jeunes, la tendance est analogue. En plusieurs lieux, il est signalé que « les jeunes gens aiment mieux discuter en breton, les jeunes filles, non ». Il y a des communes où les jeunes filles « n'emploient pas encore beaucoup le français ». Mais ailleurs, elles « font semblant parfois d'ignorer le breton » ou « ne veulent se servir que du français ».

L'un des enquêteurs de 1946 observe à propos de la petite commune de Locmélar : « ici aussi l'on s'apprête à abandonner prochainement le breton. On apprend le français à l'école, pas le breton. Le français est la langue des relations en dehors de la paroisse. En breton, on ne peut avoir connaissance de tout... ». Le clergé tient compte des évolutions en cours : dans le Vannetais, les trois-quarts des paroisses assuraient la prédication en breton en 1924. Vingt ans plus tard, il n'y en a plus que la moitié à le faire, et en 1963, il n'en reste que six.

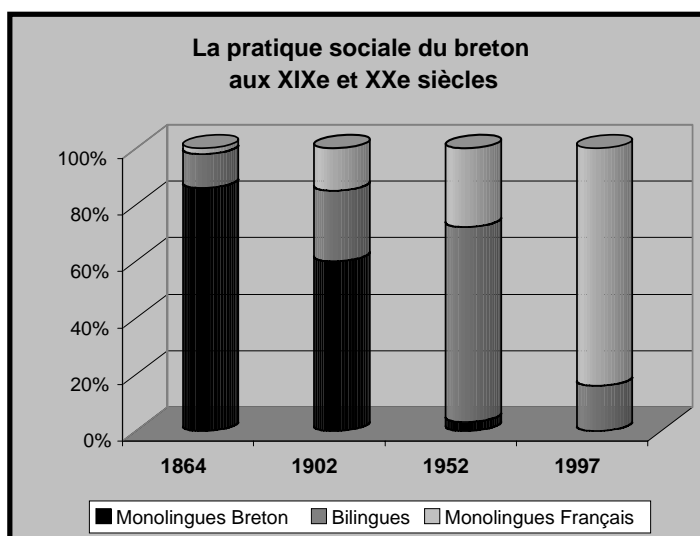
Désormais, ce sont les sondages qui permettent le mieux de connaître le niveau de pratique du breton. Celui de 1997 permet ainsi d'établir que le taux de locuteurs en Basse-Bretagne se situe à 20% parmi les personnes âgées de 15 ans et plus. Si l'on évalue la population totale de ce territoire à 1 500 000 personnes environ, le nombre total de locuteurs peut être estimé, à la fin du XX^e siècle, à 240 000 (Broudic 1999). Ce chiffre est très proche de celui qui a été proposé par l'INSEE à l'occasion du recensement général de la population en 1999, soit 257 000 locuteurs pour les quatre départements de la région (Le Boëtté 2003, Broudic 2007). Grâce aux sondages, on peut aussi caractériser la population bretonnante et connaître l'opinion des personnes interrogées concernant la langue :

- La pratique effective de la langue est devenue occasionnelle et, même parmi ceux qui le savent, le rôle du breton en tant que moyen habituel de communication est en régression. Seul un quart des bretonnants (environ 70 000 personnes) déclare le parler « tous les jours », alors que la moitié d'entre eux ne le parle que « quelquefois ». Les 3/4 des locuteurs reconnaissent qu'ils s'expriment en français plus souvent qu'en breton.

- La grande majorité de ceux qui peuvent lire le breton (15% des personnes interrogées) et l'écrire (8%) reconnaît qu'elle ne le fait qu'avec difficulté. En réalité, le nombre de ceux qui affirment pouvoir le faire aisément est de l'ordre de 20 000 personnes seulement.
- Les bretonnants résident surtout dans les communes à faible vitalité démographique et économique : 80% d'entre eux habitent des communes qui se caractérisent à la fois par la stabilité ou la baisse de leur démographie, un taux élevé de personnes âgées, un faible taux de jeunes de moins de 20 ans et une moindre fréquentation touristique.
- Le véritable caractère discriminant est celui de l'âge : à la fin du XX^e siècle, les 2/3 des bretonnants ont plus de 60 ans et sont désormais des retraités. Au-dessous de 20 ans, le pourcentage de jeunes à même de s'exprimer en breton est insignifiant. Les moins de 40 ans ne représentent que 15 000 locuteurs. On ne s'adresse aux enfants et aux jeunes qu'en français et on ne s'adresse en breton qu'aux anciens.
- Un autre sondage en 2001 révèle que le pourcentage de ceux qui considèrent « absolument indispensable » de connaître le breton en Bretagne est très faible puisqu'il ne s'élève qu'à 2%. Ceux pour qui il est « assez utile » de le savoir sont au nombre de 41%. Ces deux catégories sont, ensemble, moins bien représentées que ceux pour qui le breton « n'a pas beaucoup d'intérêt », qui à eux seuls constituent près de la moitié de l'échantillon, à hauteur de 47%. Il faut y ajouter ceux qui estiment qu'il « ne sert à rien », dont le pourcentage s'élève à 10%.

Conclusion

C'est en se situant au carrefour de la sociolinguistique et de l'histoire que l'on peut parvenir à la mise en perspective de l'évolution de la pratique d'une langue de France sur longue période. Il a suffi de moins d'un siècle pour transformer radicalement les habitudes de langage de la Basse-Bretagne, et pour que le breton, de moyen de communication quasi exclusif de toute une population, ne soit plus que le moyen d'expression occasionnel d'une fraction réduite de cette même population. Le graphique permet de situer les moments auxquels la situation du breton s'est transformée.



Tout d'abord, c'est au début du XX^e siècle, et au plus tard aux alentours de la première guerre mondiale, qu'il a cessé d'être la seule langue connue de la majorité de la population : c'est alors que les monolingues bretonnants ont commencé à devenir la minorité. La pratique du breton est toujours majoritaire mais la connaissance du français est elle-même désormais le fait de la majorité.

Ensuite, c'est dans la seconde moitié du XX^e siècle que le breton a cessé d'être connu de la majorité de la population de la Basse-Bretagne : en passant de 1 100 000 à 250 000, le nombre des bretonnants a baissé de près de 80% en une cinquantaine d'années seulement. Cette diminution considérable s'est effectuée en l'espace de trois générations.

Aujourd'hui, près de 12 000 élèves sont scolarisés en breton dans le cadre des filières bilingues. Mais la pratique de la langue régionale est désormais devenue largement minoritaire dans la zone même où on la parle, la langue nationale devenant le moyen de communication privilégié, sinon même exclusif, de la plus grande partie de la population. Autrement dit, les 4/5 des Bas-Bretons ignorent aujourd'hui le breton, alors qu'il y a un siècle, c'est le français qu'ils ignoraient dans une proportion pour ainsi dire équivalente.

Bibliographie

- Broudic, Fañch, 1995. *La pratique du breton de l'Ancien Régime à nos jours*. Rennes : Presses Universitaires de Rennes.
- Broudic, Fañch, 1997. *L'interdiction du breton en 1902*. La III^e République contre les langues régionales. Spézet : Coop Breizh.
- Broudic, Fañch, 1999. *Qui parle breton aujourd'hui ? Qui le parlera demain ?* Brest : Brud Nevez.
- Broudic, Fañch, 2007. « Sociolinguistique historique d'une langue non-romane : le breton », in : *Actes du premier colloque de sociolinguistique historique du domaine gallo-roman*. Université de Neuchâtel (à paraître).
- Broudic, Fañch, 2007. *Le breton : une langue en questions*. Brest : Emgleo Breiz.
- Brunot, Ferdinand, 1926. *Histoire de la langue française*. Tome VII. La propagation du français en France jusqu'à la fin de l'Ancien Régime. Paris.
- Cabanel, Patrick, 2002. « La langue », in : Duclert, Vincent/Prochasson Christophe, (dir.). *Dictionnaire critique de la République*. Paris : Flammarion, 910-915.
- Calvet, Louis-Jean, 1999. *Pour une écologie des langues du monde*. Paris : Plon.
- Denis, Michel/Geslin, Claude, 2003. *La Bretagne des Blancs et des Bleus*. Rennes : Ouest-France.
- Ford, Caroline, 1993. *Creating the Nation in Provincial France*. Religion and Political Identity in Brittany. Princeton University Press.
- Hagège, Claude, 1992. *Le souffle de la langue*. Voies et destin des parlers d'Europe. Paris : Ed. Odile Jacob.
- Kerenveyer, Calvez Ronan, (trad.), 2005. *Ar farvel göapaër*. Le bouffon moqueur. Brest : Centre de Recherche Bretonne et Celtique.
- Lagree, Michel, 1992. *Religion et cultures en Bretagne*. Paris : Fayard.
- Le Boette, Isabelle, 2003. « Langue bretonne et autres langues : pratique et transmissions », in : *Octant*, 92, 18-22.
- Lodge, R. Anthony/Veker, Cyril, (trad.), 1997. *Le français*. Histoire d'un dialecte devenu langue. Paris : Fayard.
- Roudaut, Fañch, 1975. *La prédication en langue bretonne à la fin de l'Ancien Régime*. Brest : auteur.
- Stofft, Henri, 1984. « Utilisation de la langue bretonne pour la formation professionnelle des sages-femmes au XVIII^e siècle », in : *Dalc'homp sonj*, 9, 11-17.
- Weber, Eugen/Berman, Antoine/Genies, Bernard, (trad.), 1983. *La fin des terroirs*. La modernisation de la France rurale (1870-1914). Paris : Fayard.

Kurze Sozialgeschichte des Korsischen

Hans GOEBL, Salzburg

1. Einleitung

Das Korsische (*le corse, la langue corse/u corsu, a lingua corsa*) gehört heute unzweifelhaft und unbestritten auf eine wie immer geartete Liste von romanischen *Sprachen*. Vermöge der relativ geringen Anzahl seiner Benützer (zwischen 100 000 und 150 000; alle Benützungsmodalitäten zusammengekommen) und – abgesehen von den *en métropole* lebenden Korsen – seiner räumlichen Beschränkung auf die Insel Korsika (8680 km²) ist es freilich nur eine *langue romane mineure* oder – angesichts seines gegenüber dem Französischen schwachen gesellschaftlichen Status – *minorée*. Die Herausbildung des Korsischen als – neben dem Italienischen und Französischen – dritter historischer Dachsprache über den angestammten romanischen Basilekten der Insel ist ein relativ rezenter historischer Prozess, der grosso modo am Ende des 19. Jahrhunderts begonnen hat und damit heute nicht älter als rund hundert Jahre ist¹. Für einen Romanisten – zumal von außerhalb der Romania – ist der Prozess der Sprachwerdung des Korsischen aus einer Vielzahl von Gründen sehr interessant: zum einen existieren dazu sehr viele zeitgenössische Dokumente in sowohl schriftlicher als auch – mit Blick auf die letzten drei Jahrzehnte – mündlicher Form, die die objektiven Fakten des Fortschreitens dieses Sprachwerdungsprozesses deutlich widerspiegeln, und zum anderen verfügen wir dazu über zahlreiche metasprachliche Stellungnahmen sowohl inländischer (d. h. korsischer) Aktivisten als auch ausländischer Beobachter², aus denen hervorgeht, wie komplex die Gesamtheit der über diesen Vorgang erarbeiteten Diskurswelten geraten ist. Insofern ist die Glottogenese des Korsischen nicht nur ein rein soziolinguistisch, sondern ein vor allem sozialpsychologisch und diskursanalytisch hochinteressanter Vorgang, in dem es – extrem vereinfacht ausgedrückt – letztendlich darum geht, die Positionierung der kollektiven Identität der sehr stark *insulär-mediterran* geprägten korsischen Gesellschaft im Rahmen des Kultur-, Sprach- und Symbolhaushalts Frank-

¹ Zu Details cf. Dalbera-Stefanaggi 2002, Goebel 1988, Hofstätter 1991 und Marchetti 1989.

² Dafür bezeichnend sind die Beiträge von Goebel 1988, Hofstätter 1991, Jaffe 1999 und Jerger 2004.

reichs durch eine adäquate Feinabstimmung der Verwendung der korsischen neben der französischen Sprache zu optimieren. Der gesamte Komplex wird somit sehr stark von identitätsbezogenen Faktoren, Überlegungen und Wirkungen bestimmt, die sich allerdings – anders als bei vielen kontinentalen Phänomenen ähnlicher Art – auf eine überdeutlich in die Geographie eingeschriebene Landschaft beziehen: nämlich auf die rundum von Meer umgebene (und zudem sprachtypologisch-basilektal relativ uniform gestaltete³) Insel Korsika.

Da auch hier das Gesamtverständnis der heute beobachtbaren Lage ohne Kenntnis der wichtigsten historischen Fakten unmöglich ist, seien diese zunächst mit der gebotenen Kürze referiert.

2. Geschichtlicher Hintergrund⁴

Offiziell gehört Korsika seit 1768 zu Frankreich. Zuvor ressortierte die 239 v. Chr. gemeinsam mit Sardinien von den Römern eroberte und darnach der Romanisierung zugeführte Insel – unter Außerachtlassung der zwischen 476 n. Chr. (Fall von Westrom) und etwa 1000 stattgehabten Fährnisse – nacheinander zu Pisa (ab 1077: weltlich und kirchlich) und daran anschließend (1284-1768) zu Genua. Aus romanistischer Sicht ist es sehr wahrscheinlich, dass die seit 239 v. Chr. auf Korsika und Sardinien langsam herausgebildeten Romanitäten bis zum 11. Jahrhundert einander weitgehend ähnlich waren. Darnach wurde Korsika durch die politische und kirchliche Anbindung an die Toskana in eine Richtung gedrängt, die sich sprachlich und dialektal sehr stark von jener unterschied, in der sich die Nachbarinsel Sardinien weiterentwickelte. Nach den vorliegenden mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Daten müssen die Grundlagen der Toskanisierung Korsikas zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert gelegt worden sein. Dies bedeutet aber auch, dass sich Korsika seit damals hinsichtlich seiner spezifischen Spracharchitektur (Koexistenz von Basi-, Meso- und Akrolekten) wie eine „normale“ Provinz Italiens verhielt und somit an der progressiven Ausbreitung des

³ Siehe dazu Dalbera-Stefaggi 1991 und 2002 sowie die korsischen Sprachatlanten ALCo, ALEIC und NALC.

⁴ Als Referenzwerk par excellence für die Geschichte Korsikas verdient das „Mémorial des Corses“ eine besondere Erwähnung. Die Herausgabe der Bände 1-6 wurde zwischen 1979 und 1982 von Francis Pomponi besorgt, jene des abschließenden 7. Bandes erfolgte 1999 unter der Verantwortung von Ghjuvan Maria Arrighi und Marie-Jean Vinciguerra. Siehe ansonsten Arrighi 1967, Caramini 1995 und Ottavi 1979.

Schriftitalienischen toskanisch-florentinischer Prägung und aller damit verbundenen Bewertungs-, Status- und Hierarchie-Fragen teilnahm.

Von der sechs Jahrhunderte andauernden Herrschaft der Stadtrepublik Genua, das sich ja seit der frühen Neuzeit selber immer mehr des Schriftitalienischen toskanisch-florentinischer Prägung bediente, verblieb nur ein kleiner sprachlicher Rest: die genuesische Sprachinsel *Bonifacio* (ital.)/*Bonifaziu* (kors.) an der Südspitze der Insel. Als Korsika 1768 offiziell von Frankreich übernommen wurde, verfügte es somit über eine für panitalienische Verhältnisse ganz „normale“ kulturelle Ausstattung: ein auf der ganzen Insel omnipräsentes basilektales Erbe (mit einer relativ großen inneren Buntheit) und – für die wenigen Schriftkundigen und Gebildeten – das Schriftitalienische, das – allen Zeugnissen zufolge – in der Vorstellungswelt der Korsen konfliktlos mit den einheimischen Basilekten koexistierte und sehr oft als deren vornehme bzw. „bessere“ Form angesehen wurde. Parallel dazu scheint auch bereits sehr früh das Bewusstsein dafür vorhanden gewesen zu sein, dass die Dialekte Korsikas mit jenen der Toskana in einer engen bzw. privilegierten Beziehung stünden.

Die sich für das Jahr 1769, als am 15. August in *Ajaccio* (ital.)/*Aiacciu* (kors.) ein gewisser Napoleone Buonaparte geboren wurde, stellende Frage, in welcher Sprache der betreffende Taufvermerk vorzunehmen sei, war in Wirklichkeit keine solche. Der betreffende Eintrag erfolgte selbstverständlich in ganz normalem, zeitgenössischem Italienisch. Bis zu jenem Zeitpunkt, wo ein analoger Taufeintrag in Ajaccio/Aiacciu auf Französisch vorgenommen werden musste, sollten noch rund 90 Jahre vergehen und weitere 130 Jahre, bis die ersten Manifestationen jener Schriftsprache sichtbar wurden, die sich heute *a lingua corsa* nennt.

Doch zurück zur Ereignisgeschichte: die Zeit der genuesischen Herrschaft hatte – alles in allem – für die Korsen eine positive und eine negative Seite. Positiv zu vermerken waren die nicht geringen Versuche Genuas, Korsika zu „kolonisieren“, worunter vor allem – angesichts des durchgehend gebirgigen Charakters Korsikas – die Anlage von Straßen und Brücken sowie die Einrichtung einer elementaren verkehrstechnischen Infrastruktur zu verstehen waren. Negativ schlugen die zahlreichen politisch-militärischen Konflikte zwischen Genua und verschiedenen Gruppierungen (Clans) und Landschaften der Insel zu Buche. Im Jahr 1729 brachen schließlich zahlreiche anti-genuesische Revolten los, die sich zu einer ex post als „korsische Revolution“ bezeichneten Bewegung verdichteten, an deren Ende ein 14-jähriges Intermezzo (1755-1769) stand, das heute in der Vorstellungswelt der Korsen einen privilegierten Ehrenplatz einnimmt.

In diesen 14 Jahren gelang es Pasquale Paoli (1725-1807), einem zwar in Korsika geborenen, jedoch darnach vor allem in aufgeklärten Kreisen Neapels aufgewachsenen Landedelmann, sich an die Spitze der anti-genuesischen Revolte zu stellen und diese – durchaus nach den Prinzipien der Aufklärung – mit für Korsika völlig neuen staatsähnlichen Strukturen zu versehen. Das begann mit der Reform der öffentlichen Verwaltung und des Finanzwesens, setzte sich mit der Fixierung einer Hauptstadt in *Corte* (ital.)/*Corti* (kors.) (in Zentralkorsika gelegen) fort und endete bei der Neuordnung der korsischen Milizen, der Aufstellung einer korsischen Flotte und der Gründung einer Universität in der neuen Hauptstadt, die zwischen 1765 und 1769 Bestand hatte. Die erst 1981 an derselben Stelle von Frankreich errichtete Universität betrachtet sich als mit der paolinischen Alma Mater in einer Traditionslinie stehend. Überdies hat Pasquale Paoli – der heute in Korsika gern und oft als „u Babbu di a Patria“ genannt wird – auch das heute weit verbreitete Nationalembem Korsikas, nämlich den Mohrenkopf mit der hochgeschobenen Augenbinde, geschaffen. Er verband damit einen Hinweis auf den aufklärerischen Impetus des präzisen Hinschauens und Erkennens. Das neue heraldische Emblem soll zunächst von der von Paoli geschaffenen Marine verwendet worden sein.

Dem paolinischen Staatswesen wurde von den Franzosen als den neuen offiziellen Herren der Insel am 8. Mai 1769 in der Schlacht von *Ponte Nuovo* (ital.)/*Ponte Novu* (kors.) ein rasches und blutiges Ende bereitet. Die Schlacht von Ponte Novu und deren Austragungsort (direkt an der Straße gelegen; auf halbem Weg zwischen Bastia und Corte/Corti) nehmen in der Perception vieler Korsen noch immer einen besonderen Platz ein, wovon sich jeder Tourist vor Ort leicht überzeugen kann.

Zur Zeit der Französischen Revolution und des Empire kam es – unter erneuter Beteiligung von Pasquale Paoli – nicht nur zu einer kurzfristigen Angliederung Korsikas an England (1794-1796), sondern auch zu zahlreichen, erneut sehr blutigen Repressionsmaßnahmen Frankreichs, das dabei – ähnlich wie schon Genua zuvor – innerkorsische Spannungen und Gegensätze zu seinem Vorteil auszunutzen verstand. Die französische Verwaltung versuchte in weiterer Folge, in Amt, Schule und Kirche das angestammte Schriftitalienisch progressiv durch das Französische zu ersetzen, wobei sie diesbezüglich aber erst seit dem Second Empire (1852-1871) eine größere Effizienz an den Tag legte.

Interessanterweise hat Korsika am europäischen Völkerfrühling der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts praktisch nicht teilgenommen. Die ersten, als Vorläufer des heutigen Autonomismus interpretierbaren Regungen

sind erst in den 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts festzustellen. 1889 wird die Leiche des 1807 im Londoner Exil verstorbenen „Vater des Vaterlands“ Pasquale Paoli feierlich in seinen Geburtsort *Morosaglia* (ital.)/*Merusaglia* (kors.) (in der Nähe von Ponte Novu gelegen) zurückgebracht. 1896 erscheint die erste Nummer der gesellschaftskritisch und satirisch ausgerichteten Zeitschrift *A Tramuntana fresca e sana*, die von Pierre-Toussaint Casanova, genannt Santu Casanova (1850-1936), als Wochenmagazin herausgegeben wurde. Casanova kann man wegen seiner sprachschöpferischen Aktivitäten durchaus als den Mistral Korsikas bezeichnen. In der Tat findet man in der *Tramuntana* die ersten Ansätze einer programmatischen Verschriftlichung der korsischen Basilekte und damit den Beginn der modernen korsischen Schriftsprache. Die *Tramuntana* erscheint regelmäßig zwischen 1896 und 1914 und erneut – aber nur für sehr kurze Zeit – im Jahr 1919⁵.

Die in ihren 18 Bänden herausgebildete neue Schriftsprache erobert sich rasch zahlreiche Anwendungsbereiche in Poesie, Theater und Roman. Fortan verbindet sich die auf die neue Schriftsprache gestützte kulturelle Dynamik aber auch mit einem politischen Autonomismus, der in der Folge zwischen einem bescheidenen Regionalismus und einem offen antifranzösischen Separatismus pendelt⁶. Der Erste Weltkrieg trifft Korsika – wie alle kulturell nicht-französischen Gebiete Frankreichs – doppelt hart. Die Insel hat schwerste Verluste in demographischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu beklagen. Die Unzufriedenheit mit Frankreich und der eigenen ökonomischen sowie politischen Lage ist groß. Der daraus resultierende kulturelle und politische autonomistische Kampf der Zwischenkriegszeit kristallisiert sich in der Konfrontation zweier neuer kulturpolitischer Zeitschriften: *A Muvra* („das Mufflon“), von 1929-1940, und *L'Annu Corsu*, von 1923 bis 1939.

Der Herausgeber der *Muvra* ist Petru Rocca, jener des *Annu Corsu* Paul Arrighi. Der Unterschied der sprachlichen Gestalt ihrer Vornamen – kors. *Petru* versus franz. *Paul* – symbolisiert den Unterschied ihrer politischen Konzeptionen. Zwar sind beide tief überzeugte korsische Regionalisten. Doch ordnet Paul Arrighi diesen Regionalismus – er benennt ihn nach *Kyrnós*, dem alten griechischen Namen der Insel, *cyrnéisme* – der unbedingten Treue zum französischen Staat unter, während Petru Rocca die staatliche Zugehörigkeit Korsikas im Laufe der Zeit immer mehr zur Diskussion stellt. Sein politisches Programm nennen die Zeitgenossen den *corsisme*. Paul Arrighi zufolge mögen sich die Korsen mit einem Bilinguismus aus viel Französisch

⁵ Cf. dazu Pellegrinetti 2003, passim.

⁶ Siehe dazu Bernabéu-Casanova 1999.

und eher wenig Korsisch im Rahmen der *République une et indivisible* zufrieden geben. Für Petru Rocca dagegen stehen das Bemühen um den sprachlichen Ausbau des Korsischen und die Reflexion über die staatliche und kulturpolitische Zukunft Korsikas an erster Stelle. Ob man nicht doch auf die Karte des damals immer mächtiger werdenden Italiens Mussolinis setzen sollte?

Immerhin streckten sich dem verwirrten Korsika seit dem Machtantritt Mussolinis tausend hilfsbereite Hände von der Ostseite des tyrrhenischen Meeres entgegen. Paul Arrighi benennt als loyaler Bürger Frankreichs in dieser kritischen Zeit Franzose seinen *Annu Corsu* im Jahr 1937 in *Année corse* um. Dagegen geht bereits 1923 aus dem Kreis der Anhänger der *Muvra* der *Partitu Corsu d'Azziune* hervor, der einen radikalen autonomistischen Kurs steuert und den Konflikt mit den staatlichen Organen Frankreichs nicht scheut. Ähnliches passiert zur selben Zeit auch in der Bretagne und in Elsass-Lothringen. Für viele der Muvristen ist angesichts des politischen Aufstiegs des faschistischen Italiens – die *italianità* Korsikas⁷ noch nicht zu einem obsoleten Begriff geworden. Sie verbinden damit panlateinische und sprachföderalistische Vorstellungen, die jedoch im Grunde überhaupt nicht zum totalitaristischen Programm Mussolinis passen. Doch verstehen es der Duce und die kulturpolitischen Instanzen Italiens, diese Unentschlossenheit für sich auszunützen. Ein Trommelfeuer kultureller, politischer und ökonomischer Aktivitäten und Bemühungen um Korsika und um die Herzen der Korsen setzt ein: Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Subventionen, Stipendienaktionen und wissenschaftliche Programme aller Art dokumentieren das tiefe Interesse Italiens an Korsica, der *terra italiana irredentissima*. Livorno wird zum zentralen Stützpunkt des geistigen Kampfes um Korsikas. Nicht wenige Korsen lassen sich das gefallen, die Mehrheit schweigt jedoch misstrauisch. Ein einziges Mal bricht diese Mehrheit ihr Schweigen: im oft zitierten *Serment de Bastia* bekunden mehr als 20 000 Korsen im Dezember 1938 Frankreich ihre unverbrüchliche Treue. Dies alles als Antwort auf unverholene territoriale Forderungen Mussolinis zu einer Zeit, als – mit Billigung bzw.

⁷ Der Begriff *italianità* hatte und hat natürlich viele Facetten, die man genau voneinander unterscheiden muss. Im Jahr 1941 hat der bekannte deutsche Romanist Gerhard Rohlfs (1892-1986) einen sprachgeographisch und sprachhistorisch ausgerichteten Beitrag mit dem Titel „L'italianità linguistica della Corsica“ publiziert, der rein inhaltlich auch noch heute seine Gültigkeit hat. Allerdings beruht dieser Text auf einem zuvor von Rohlfs am „Kaiser Wilhelm Institut für Kunst- und Kulturwissenschaft (Bibliotheca Hertziana)“ im Palazzo Zuccari in Rom gehaltenen Vortrag, dessen innerlinguistischer General-Duktus – die enge Verwandtschaft der toskanischen mit den korsischen Dialekten betreffend – den damaligen römischen Machthabern nicht anders als hochwillkommen erscheinen konnte.

unter aktiver Teilnahme Mussolinis – sowohl Österreich als auch das Sudetenland schon Hitler-Deutschland einverleibt worden waren.

Emblematisch für die italienischen Ansprüche auf Korsika ist der vom Pisaner Dialektologen Gino Bottiglioni erstellte Sprachatlas ALEIC, dessen Titel („Atlante linguistico etnografico *italiano* della Corsica“) und graphische Ausstattung keinen Zweifel an der irredentistischen Grundausrichtung aufkommen lassen⁸. Durch einen historischen Zufall erschien der zehnte und letzte Band des ALEIC im Jahr 1942, also zu einer Zeit, als Korsika bereits von italienischen Truppen besetzt war. Dieser Umstand veranlasste Bottiglioni dazu, im Vorspann dieses Bandes eine „Vollzugsmeldung“ an den Duce zu richten, der zufolge nunmehr auch die „wissenschaftliche Heimholung“ Korsikas nach Italien erfolgt sei⁹. Die italienische Besetzung Korsikas geht im September 1943 nach neun Monaten zu Ende und hat zur Konsequenz, dass viele zuvor noch mobilisierbar gewesene politische Sympathien für Italien fortan weitestgehend diskreditiert sind¹⁰.

Die Nachkriegszeit ist erneut von einer bemerkenswerten Parallelität zwischen kulturellem und politischem Autonomismus gekennzeichnet, wobei die damit verbundenen kulturellen Begleiterscheinungen von korsischen Beobachtern als „Zweite korsische Renaissance“ bezeichnet werden. Zwischen 1955 und 1972 erscheint die Zeitschrift *U Muntese – che soffia in ogni paese*, in der nicht nur bereits in der *Tramuntana*, der *Muvra* und im *Annu corsu*

⁸ Die Geschichte der Erstellung der drei heute für Korsika existierenden Sprachatlanten (ALCo, ALEIC und NALC) ist für die nicht unproblematische Einbettung der Insel zwischen Frankreich und Italien kennzeichnend. 1915 wurde vor dem Hintergrund der eben erst in London beschlossenen franko-italienischen Waffenbrüderschaft im Kampf gegen die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn von Jules Gilliéron, dem Schöpfer des französischen Sprachatlantes ALF, die von ihm im Jahr 1914 begonnene Herausgabe des ALCo abgebrochen, weil die zum Inhalt der ersten Faszikel des ALCo von italienischen Linguisten (wie P. A. Guarnerio und C. Salvioni) erhobenen Bedenken es geraten erscheinen ließen, diesbezüglich zwischen Frankreich und Italien konfliktminimierend zu agieren. Dagegen ist der NALC eine exklusiv korsische Initiative, die im Rahmen der Universität Corte/Corti realisiert wurde.

⁹ Die betreffende Botschaft von Gino Bottiglioni an den Duce Mussolini lautet: | „Duce, | quest’opera iniziata sotto gli auspici vostri nell’anno X | si compie nell’anno XX | nella luce della vittoria che farà | la Corsica redente. | La speranza che mi sorresse nell’assiduo lavoro | è oggi una certezza. | Il sogno diventa realtà | come sempre in questa nostra Italia fascista | da Voi creata e potenziata.“ | Der Text ist in Kapitälchen (Großbuchstaben) gehalten und wird – wie bei Inschriften üblich – nicht kontinuierlich, sondern zeilenweise gestaffelt (siehe die Markierung durch Querstriche [|]) präsentiert.

¹⁰ Ein Beispiel für eine neo-irredentistische italienische Stimme zum heutigen Korsika stellt Donati 2000 dar.

aufgeworfene Fragen und Forderungen erörtert und vertieft, sondern ganz bewusst – und zudem vor dem Hintergrund neuer politischer Konstellationen in der Folge der Dekolonialisierung und der 68-er Revolte – politisch überhöht und mit konkreten Zielsetzungen (wie z. B. mit der Einbringung des Korsischen in den Schulunterricht, der Gründung einer Universität in Corte/Corti oder dem Ausbau und der Standardisierung des Korsischen) verbunden werden.

In den 60-er Jahren verdichten sich die autonomistischen Aktivitäten auf Korsika durch die Gründung verschiedener (oft kurzlebiger) politischer Gruppierungen, von denen die ARC (*Action régionaliste corse*) bis zu ihrem Verbot im Jahr 1975 die aktivste und zugleich politisch wirksamste sein sollte¹¹. Ihr charismatischer Führer Edmond Simeoni organisierte im August 1975 die folgenschwere Besetzung eines von einem aus Algerien stammenden Immigranten („pied noir“) betriebenen Weinkellers bei Aléria, bei deren Beendigung durch die machtvoll auftretenden französischen Ordnungskräfte es zu zwei Todesfällen kam. Die darnach vonseiten der französischen Verwaltung einsetzende politische Repression führte zu einer flächendeckenden Solidarisierung der Korsen mit den verhafteten und eingekerkerten Aktivisten, die die Grundlage zu weiteren innenpolitischen Verhärtungen in den 80-er Jahren bildete.

Im Jahr 1981 nimmt die seit langem verlangte Universität in Corte/Corti ihren Betrieb auf. 1983 wird für die seit 1976 über zwei Départements (Haute-Corse, Corse-du-Sud) verfügende Insel ein einheitliches Parlament („Assemblée de Corse“) mit nicht geringen Befugnissen eingerichtet, das bis heute Bestand hat. Seit 1991 führt der politische Zusammenschluss der beiden Départements die Bezeichnung „Collectivité territoriale de Corse/Cullitività tarritoriale di Corsica“. Von außenstehenden Beobachtern wird des öfteren darauf hingewiesen, dass die keineswegs geringen gestalterischen Möglichkeiten der Assemblée de Corse von den örtlichen politischen Eliten nicht optimal genutzt wurden bzw. werden. Das bei der Einrichtung der Assemblée corse geäußerte Entgegenkommen des französischen Staates war einerseits nicht von der minderheitenfreundlichen Politik des zweimaligen Staatspräsidenten François Mitterrand (1981-1995) zu trennen, führte aber andererseits keineswegs zu einer Pazifizierung der innenpolitischen Szene Korsikas, die weiterhin von radikalen Aktivitäten mit oft tödlichem Ausgang gekennzeichnet blieb.

¹¹ Siehe dazu Bernabéu-Casanova 1999, passim.

3. Das Korsische im Spannungsfeld zwischen Französisch und Italienisch

Die aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit überkommene Diglossie zwischen den korsischen Dialekten und der italienischen Schriftsprache und die damit verbundene Hierarchisierung der Spracheinstellungen der Korsen wurde durch die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schrittweise immer wirkungsmächtiger werdende Diffusion des Französischen – die stets von einer parallelen Zurückdrängung des Italienischen begleitet war – empfindlich gestört und durch eine neue Diglossie zwischen den korsischen Dialekten und dem Französischen ersetzt¹². Seit 1840 existieren französisch-korsische Antibarbari, in denen jene Fehler gegen den *bon usage* des Französischen vermerkt wurden, die von korsophonen Muttersprachlern beim Gebrauch des Französischen immer wieder begangen wurden. Die in den 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts auch in Korsika umgesetzten Schulreformen von Jules Ferry trugen das Ihre zur Akzelerierung der Verbreitung des Französischen bei.

Dass die durch das stetige Vordringen des Französischen und das parallele Zurückweichen der alten Leitgröße Italienisch akephal gewordenen korsischen Basilekte nicht der patoisierenden Schriftlosigkeit überlassen, sondern seit den 90-er Jahren des 19. Jahrhunderts Gegenstand einer sehr bewussten und differenziert gestalteten Verschriftlichung geworden sind, ist überaus bemerkenswert und hat vor allem identitätsspezifische Gründe. Im sprachlichen Selbstverständnis der Korsen von heute wird das Französische als „langue du pain“ bezeichnet, während das Korsische – ob in mündlicher oder schriftlicher Form – als „langue du coeur“ gilt. De facto ist heute – wie auch zahlreiche Umfragen des staatlichen Statistikinstituts INSEE¹³ belegen – das Französische die Erst- und Muttersprache (L1) der weit überwiegenden Mehrzahl der einheimischen Korsen, während das Korsische – in welcher Form auch immer – erst darnach bzw. im alltäglichen Umgang (und somit als L2) erlernt wird. Dabei zeigen sich erneut die auch anderswo oftmals beobachteten Korrelationen: je älter, bildungsferner, ländlicher und – beruflich gesehen – traditioneller jemand einzustufen ist, desto besser sind seine Kor-

¹² Siehe dazu Acquaviva 1982, Chiorboli 1992, und 1997, ferner Comiti 2005, Ettore/Fusina 1981, Marcellesi/Thiers 1986 und Thiers 1989, alle passim.

¹³ Siehe dazu die folgenden Internet-Adressen des INSEE:

http://www.insee.fr/fr/insee_regions/corse/rfc/docs/ecoc1155.htm

http://www.insee.fr/fr/insee_regions/corse/rfc/docs/ecoc1053.htm

http://www.insee.fr/fr/insee_regions/corse/rfc/docs/ecoc1112.htm

sisch-Kenntnisse. In der allerneuesten Zeit spielt für die jüngere Generation jedoch die Schule – und nicht mehr „die Straße“ – eine immer größer werdende Rolle beim Erwerb des Korsischen als L2.

In der 1951 beschlossenen Loi Deixonne war vom Korsischen noch nicht die Rede, weil damals – dem Dafürhalten zahlreicher französischer und auch italienischer Kreise zufolge – die korsischen Dialekte zum einen als „italienisch“ (und damit zu einer „langue étrangère“ gehörend) und zum anderen als noch keineswegs schrift- bzw. unterrichtsreif betrachtet wurden. Das änderte sich erst im Jahr 1974, als die Loi Deixonne auf die „zone d’influence du corse“ ausgedehnt wurde. 1982 ist im „Statut particulier de la Région Corse“, das von der neu gegründeten Assemblée de Corse erlassen wurde, in Artikel 2 erstmals offiziell von der „langue corse“ die Rede („...relatives à l’enseignement de la *langue corse* et de la culture corse“)¹⁴. Bis heute hat die Zweisprachigkeit im Unterrichtswesen Korsikas enorme Fortschritte gemacht und erfasst de facto bereits mehr als 50% der Schulpopulationen, ist jedoch offiziell noch nicht als verpflichtend erklärt worden.

Das Verhältnis der heutigen Korsen zum Italienischen ist komplex¹⁵. Einerseits hat die Mehrzahl der Korsophonen ganz offenbar mit einem „intuitiven“ Verständnis von gesprochenem und geschriebenem Italienisch relativ wenig Schwierigkeiten, was sich unter anderem positiv auf den Empfang und die Betreuung der in den letzten zwei Jahrzehnten immer zahlreicher gewordenen italienischen Touristen auswirkt. Zum anderen figuriert aber das Italienische in den korsischen Lehrplänen nur als (früher öfter als heute angewählte) „Fremdsprache“ und genießt insofern gegenüber anderen Fremdsprachen wie dem Spanischen oder dem Deutschen keinerlei administrative und faktische Vorteile¹⁶.

Wichtig ist allerdings noch die in den Köpfen vieler gebildeter und an Sprachenfragen interessierter Korsen unübersehbare Rolle, die das Italienische als beim Ausbau des Schriftkorsischen jederzeit heranziehbare Referenzgröße spielt, auf deren lexikalischen und morphologischen Reichtum man sozusagen „natürlich“ bzw. „ungestraft“ zurückgreifen dürfe. Die Reflexionen darüber führen allerdings bei auf die Eigenständigkeit und Autonomie des Korsischen erpichten (bzw. stolzen) Patrioten in aller Regel zu sorgenvoll gerunzelten Stirnfalten, da ja jede lexikalische oder wortbildungstechnische

¹⁴ Die in der Zeit zwischen 1951 und 1974 sowie vor allem in Anschluss daran auf Korsika zur Etablierung eines allgemeinen zweisprachigen Unterrichts entfaltenen Aktivitäten kann man in allen Details bei J. Fusina 1994 nachlesen.

¹⁵ Siehe dazu Chiorboli 1997 sowie Thiers 1989 und 1997, alle passim.

¹⁶ Siehe dazu Fusina 1994.

Anleihe beim Italienischen zu einer Verringerung des als wichtig erachteten Sprachabstands zwischen dem Korsischen und dem Italienischen führt. Dass in solchen Fällen in aller Regel der Sprachabstand zwischen Korsisch und Französisch vergrößert wird, ist für dieselben Kreise zwar erfreulich, steht aber – sprachpsychologisch gesehen – auf einem anderen Blatt.

4. Etappen der Ausformung der *lingua corsa*

Die allerersten Versuche einer literarischen Verwendung des Korsischen fanden im frühen 19. Jahrhundert statt. Seit damals erfolgen alle (ortho-)graphischen Bemühungen um den Ausbau des Korsischen im Dunstkreis des Italienischen und nicht etwa des Französischen. So wird das in den korsischen Dialekten im Vor-, Haupt- und Nachton sehr häufige Phonem /u/ immer durch das italienische Graphem <u> und niemals durch das analoge französische Graphem <ou> wiedergeben. Die langsame Herausbildung der korsischen Orthographie erfolgte angesichts der – verglichen mit anderen Lagen in der Romania – relativ geringen Herausforderungen an die Relation zwischen Phonie und Graphie ziemlich problemlos. An gegenüber dem traditionellen italienischen Bestand neuen Graphemen kamen bereits früh <sgj> (z. B. *basgiu* „bacio“, „Kuss“), <chi> oder <chj> (z. B. *chiaru* oder *chjaro* „chiaro“, „hell) sowie <ghi> oder <ghj> (z. B. *ghialà* oder *ghjalà* „gelare“, „frieren“) dazu¹⁷. Alle drei Grapheme und die ihnen zugeschriebenen (mittleren) Lautungen (ʒ, kj und g) haben für die Korsen einen hohen Distinktionswert und damit den Rang von Schibboleths. Jüngst hat Chr. Jerger (2004) anhand der in den letzten 100 Jahren erschienenen ein- und zweisprachigen korsischen Wörterbücher das Schicksal dieser Grapheme in allen Details dargestellt (ibidem, 237 f.).

Zu besonderer Bedeutung und Nachhaltigkeit sind die 1971 von D. Geronimi und P. Marchetti gemachten orthographischen Vorschläge gelangt, die allerdings auch phonotaktisch induzierte Phonie-Graphie-Relationen und die Frage der entsprechenden Schreibungen (z. B. für den Gegensatz zwischen den Schreibungen <vinu> [ohne Artikel] bzw. <u vinu/binu> [mit Artikel] für die Lautungen /binu/ [Nordkorsika] versus /vinu/ [Südkorsika] bzw. /uβinu/ [Nord- und Südkorsika]; aus lat. (ILLU) VĪNU „Wein“ betreffen¹⁸. Dabei kommt bereits eine weitere Problematik ins Visier, nämlich

¹⁷ Diese Grapheme treten bereits geläufig in dem im Jahr 1915 von der *Società storica sarda* postum herausgegebenen Wörterbuch des korsischen Polyhistor Francesco Domenico Falcucci (1835-1902) auf.

¹⁸ Siehe dazu Jerger 2004, 270 f.

die Berücksichtigung der dialektalen Vielfalt Korsikas in der Schrift, worunter zunächst einmal der Gegensatz zwischen den Dialekten des Nordens (*cismuntincu*) und jenen des Südens (*pumuntincu*) zu verstehen ist. Erstaunlicherweise haben sich die Korsen diesbezüglich eine völlig unverkrampfte Haltung zurechtgelegt, die auf die programmatische Einstufung des Korsischen als einer „langue polynomique“ zurückgeht. Zu näheren Details siehe das Kapitel 5.

Zusätzliche Probleme ergeben sich aus dem Nebeneinander von Französisch und Korsisch. Diesbezüglich wird zwischen zwei Hybrid-Varianten unterschieden: 1) dem *français régional de Corse* (oder *francorse*) und 2) dem *corsancese*. Im zuerst genannten Fall handelt es sich um ein mehr oder weniger *korsisch* infiltriertes *Französisch*, im zweiten Fall um ein mehr oder weniger (vor allem in lexikalischer Hinsicht) *französisch* infiltriertes *Korsisch*.

Zum *français régional de Corse* vergleiche man die folgenden, progressiv „korsischer“ getönten Äquivalente des standardfranzösischen Satzes „Je dis que Pierre frappa Paul.“:

Français populaire: *Je dis que Pierre il a mis une rouste à Paul.*

Français populaire de Corse: *Je dis que Pierre, à Paul, il l'a frappé.* (Dabei schlägt der in diversen korsischen Dialekten häufige Präpositional-Akkusativ durch.)

Francorse: *Je dis que Pierre il a chaqué une tchibe à Paul.* (nach Thiers 1997, 1208-1209).

Beispiele für die beim (auch geschriebenen) *corsancese* häufigen Gallizismen: *orosu* « heureux », *malorosu* « malheureux », *duiesimu* « deuxième », *episseria* « épicerie », *bulansgeria* « boulangerie » etc. (nach Thiers 1997, 1209).

In beiden Fällen ist eine große Variabilität der einschlägigen Sprachmischungen zu beobachten, die natürlich von einer ebenso großen *insécurité linguistique* von Seiten der Sprecher begleitet wird. Allerdings stößt das *corsancese* bei den Einheimischen letztendlich auf geringere Vorbehalte als das *francorse*, da es vermöge der Hereinnahme „neuer Wörter“ in das Korsische als Teil des als prinzipiell wünschenswert betrachteten Sprachausbaus¹⁹ des Korsischen anzusehen ist. Doch erreichen auch die gegenüber dem *francorse* fallweise geäußerten Bedenken – immerhin geht es dabei um Verunreinigungen des letztendlich als „sakrosankt“ angesehenen Französischen – bei

¹⁹ Die auf den deutschen Soziolinguisten Heinz Kloss (1978) zurückgehende Lehre vom *Ausbau* von Sprachen und von der Einrichtung entsprechender *Abstände* zwischen ihnen wurde von der korsischen Soziolinguistik sehr bewusst rezipiert.

weitem nicht jenes Ausmaß, das man aus verschiedenen Regionen der Metropole kennt.

5. Das Konzept der „langue polynomique“

Dieses vom korsischen Soziolinguisten Jean-Baptiste Marcellesi (auf der Grundlage entsprechender Vorarbeiten des Historikers Fernand Etti) in den frühen 80-er Jahren inner- und vor allem außerhalb universitärer Kreise kreierte und propagierte Konzept²⁰ betrachtet das Korsische – unter bewusster Abkehr von beim Französischen üblichen Attitüden – als eine plurizentrische Sprache ohne akademisch festgelegte und festzulegende Norm, die sich solcherart einer standardorientierten „Petrifizierung“ entzieht und somit in einem permanenten Prozess der Veränderung und Adaptierung befindet. Dieses plurizentrische Konzept, das ja auch für die Verhältnisse des deutschen Sprachraums gilt und somit aus der Sicht von Germanophonen als „normal“ erscheinen mag, ist jedoch für romanische Verhältnisse, wo Fragen der Sprache im Wege einer viele Jahrhunderte alten Analogie wie solche des katholischen (= rom-zentrierten) Glaubens gehandhabt worden sind, geradezu als „revolutionär“ anzusehen. Dabei ist mit dieser neuen Begrifflichkeit nicht nur deren Kreierung, sondern vor allem deren breite Übernahme durch die korsische Öffentlichkeit erstaunlich.

Durch die bewusste Vermeidung einer Hierarchisierung der korsischen Dialekte und der sich daraus ergebenden Geosynonymik sowohl beim Sprechen als auch beim Schreiben werden in der Tat innerkorsische Sprachenkonflikte vermieden bzw. – da sich in der Praxis der Norden Korsikas de facto als durchsetzungskräftiger bzw. textproduktiver als der Süden erweist – minimiert.

Im allgemeinen wird der Druck des Französischen als „glottophagie“ empfunden und dementsprechend thematisiert; als ähnlich besorgniserregend wird aber auch die „satellisation“ zum bzw. gegenüber dem Italienischen eingestuft, das – wie weiter oben bereits dargestellt – früher wie heute als omnipräsente Hintergrund-Folie für den korsischen Sprachausbau fungiert. Gegen beide Deviationen wird des öfteren Zuflucht bei einem als besonders authentisch eingeschätzten *corsu spulicu* („corse pur“) gesucht, was aber letztendlich einem korsischen Purismus entspricht bzw. entsprechen könnte und im Grunde dem Konzept der „langue polynomique“ und der damit verbun-

²⁰ Siehe dazu vor allem Marcellesi/Thiers 1986, Marcellesi/Thiers 1988, Etti/Fusina 1981, Chiorboli 1992 und Thiers 1989.

denen offenen Sprachdynamik zuwiderläuft. Reflexionen dieser Art werden von Jean-Baptiste Marcellesi und Jacques Thiers als „épilinguisme“ bezeichnet. Man kann darauf basierende Äußerungen immer wieder bei den relativ häufigen Kommentaren der Einheimischen auf die (korsische) Schreibweise gewisser Journalisten oder auf die Sprechweise bzw. den Sprachstil gewisser Rundfunksprecher (vor allem beim Sender „Radio Corse Frequenza Mora“) feststellen (cf. dazu vor allem Jaffe 1999, 247-258).

Alles in allem hat das Konzept der „langue polynomique“ aber dazu beigetragen, von Korsika unauflösbare Standardisierungskonflikte fernzuhalten, wie sie beispielsweise auf Sardinien oder in Okzitanien zu beobachten sind. Dabei soll aber nicht vergessen werden, dass das Schriftkorsische derzeit nur relativ wenige Domänen neben dem absolut dominierenden Französischen besetzt hält und der von der korsischen Gesellschaft ausgehende Druck, die Zahl dieser Domänen deutlich zu vermehren, nicht besonders groß ist. Dabei muss man sich aber stets vor Augen halten, dass das Korsische seit geraumer Zeit in einen Zustand gekommen ist, wo es für die Korsen selber einen viel größeren *Identifikations-* als *Kommunikationswert* hat. Darauf bezieht sich die in den einschlägigen Diskursen oft verwendete Qualifikation des Korsischen als einer „langue identitaire“.

6. Neueste Entwicklungen

Im Jahr 2005 hat sich die Assemblée de Corse in besonderer Weise der Sprachenfrage angenommen und einen „Cunsigliu di a lingua è di a cultura corsa“ bestellt, dem ein „Cumitatu scintificu di a lingua corsa“ (CSL) als ideenspendendes Gremium zuarbeitet. Das CSL hat nun im Jahr 2006 ein mehr als 80 Seiten starkes Projektpapier (Raportu finale)²¹ ausgearbeitet, das im Laufe des Jahres 2007 – allerdings ohne nennenswerte Resultate – von der Assemblée de Corse diskutiert wurde. Der Bericht enthält sehr breit gefächerte diagnostisch und therapeutisch ausgerichtete Stellungnahmen, die sich einerseits auf die aktuelle Verwendung des Korsischen in Gesellschaft, Familie, Schule, Medien, Öffentlichkeit und Politik und andererseits auf Maßnahmen beziehen, die im Sinne einer Dynamisierung und Valorisierung der auf Korsika existierenden Mehrsprachigkeit umgesetzt werden sollten.

Das vorrangige Ziel ist dabei, noch vorhandene Konfliktherde mit dem Französischen auszuräumen, die Korsen auf eine durchgehend positive An-

²¹ Ich danke Jacques/Ghjaccumu Thiers sehr herzlich für die Übersendung dieses (in Französisch verfassten) Raportu finale.

nahme des Bi- und Multilingualismus auf ihrer Insel einzustimmen und durch den Einsatz aller vorhandenen traditionellen und modernen Ressourcen und Hilfsmittel vor allem die Elternhäuser und die Jugendlichen zu ermuntern, das Korsische auch außerhalb des schulischen Kontextes zu pflegen bzw. sich ihm zu öffnen. Vorgeschlagen werden unter anderem die Gründung eines vor allem sprachpolitisch einzusetzenden „Cunsigliu di a lingua“, die Schaffung eines flächendeckenden Netzes von „Case di a lingua“ zur Diffusion des Korsischen unter den dafür mobilisierbaren Schichten, die Erstellung einer „Charte de la langue“ (in Fortsetzung der seit 1992 existierenden „Europäischen Sprachencharta“), die Erweiterung des dem Korsischen derzeit in den Medien eingeräumten Platzes und eine radikale Verbesserung der institutionalisierten Sichtbarkeit des Korsischen durch eine durchgehende Zweisprachigkeit nicht nur von Ortstafeln und Wegweisern, sondern von Hinweistafeln und Beschilderungen aller Art.

Zugleich sollen die Arbeiten zur Erfassung der sprachlichen Vielfalt des Korsischen intensiviert und die durchgeführten Aktivitäten laufend evaluiert werden. Außerdem wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, den offiziellierten Rechtsstatus des Korsischen deutlich zu verbessern. Damit ist aber die heikle Frage der Obligatorietät des französisch-korsischen Bilinguismus angesprochen, wozu die Meinungen der Korsen überaus geteilt sind. Immerhin würde eine juristische Festschreibung der französisch-korsischen Zweisprachigkeit letztendlich einer „Petrifizierung“ (nach französischem Vorbild) entsprechen, die man ja im Rahmen der Theorie bzw. Ideologie der „langue polynomique“ als ein für Korsika untaugliches Instrument weit von sich gewiesen hat. Daraus wird einer jener unauflösbaren Widersprüche deutlich, mit dem die korsische Gesellschaft derzeit leben muss. Beim außenstehenden Beobachter kommt außerdem der Eindruck auf, dass es dieselbe Gesellschaft seit etwa einem Jahrhundert offenbar ganz gut gelernt hat, mit derartigen Widersprüchen durchaus konstruktiv und nicht selbstzerstörerisch umzugehen.

7. Zusammenfassung

Die Sprachwerdung des Korsischen stellt innerhalb der Romania einen Sonderfall dar. Nirgendwo sonst haben es die Sprecher eines Diasystems romanischer Dialekte geschafft, neben dem durch äußere politische Umstände induzierten Wechsel des offiziellen Schriftdachs (hier: vom Italienischen zum Französischen) zusätzlich eine propriale Überdachung auf die Beine zu stellen und diese zur Stützung der eigenen Identität einzusetzen.

Dass dies noch dazu ohne (sub)regionale Konflikte geschehen konnte, ist erst in zweiter Linie der insulären Struktur Korsikas und der damit verbundenen Abgeschieden- und Begrenztheit der Insel zu verdanken. Von primärer Bedeutung für den weitgehend von Normierungs- und Standardisierungskonflikten freien Verlauf des korsischen Sprachausbaus bzw. der *individuation sociolinguistique* des Korsischen als einer *langue par distanciation* waren jedoch die Lancierung und die breite gesellschaftliche Verankerung des sprachideologischen Konzepts der „langue polynomique“. Die damit verbundene Idee einer prinzipiellen Plurizentrik des Diasystems des korsischen *scritto* und *parlato* hat nicht nur den innerkorsischen Sprachenfrieden sichergestellt bzw. erst ermöglicht, sondern auch – da sie dem französischen (und de facto allgemeinromanischen) Modell der prinzipiellen Monozentrik von Hoch- und Dachsprachen diametral entgegengesetzt ist – zur Vertiefung der symbolischen Alterität Korsikas gegenüber Frankreich beigetragen. Allerdings hat die Tatsache, dass heute das Korsische für fast alle Korsen schon lange nicht mehr L1, sondern höchstens eine immer mehr schulisch erworbene L2 ist, die Korsen selber vor die Notwendigkeit gestellt, energische Maßnahmen zum *Überleben* des Korsischen in der korsischen Gesellschaft zu ergreifen. Ob diese Maßnahmen nicht nur dazu dienen, sondern auch zu einer darüber hinausgehenden *Stärkung* des Korsischen beitragen werden bzw. können, ist hic et nunc nicht abzusehen. Das muss die Zukunft erweisen.

Bibliographie

- Acquaviva, Sabino, 1982. *La Corsica: storia di un genocidio*. Milano: Franco Angeli.
- ALCo (1914-1915): Gilliéron, Jules/Edmont, Edmond, (éds). *Atlas linguistique de la Corse* (= *Atlas Linguistique de la France*, vol. 10). Paris : Champion (Neudruck: Bologna, Forni, 1971).
- ALEIC (1933-1942): Bottiglioni, Gino. *Atlante linguistico etnografico italiano della Corsica*. 10 vol. Pisa (Neudruck: Bologna, Forni 1982).
- Arrighi, Ghjuvan Maria/Vinciguerra, Marie-Jean, (éds.), 1999. *Le Mémorial des Corses*. Vol. 7 : Chronique de fin de siècle 1981-2000. Ajaccio : Albiana.
- Arrighi, Paul, 1967. *Histoire de la Corse*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Bernabéu-Casanova, Emmanuel, 1999. *Le nationalisme corse*. Genèse, succès et échec. Paris/Montréal : Harmattan.
- Caramini, Roger, 1995. *Histoire du peuple corse*. Paris: Criterion.

- Chiorboli, Jean, 1992. *La langue des Corses*. Notes linguistiques et glottopolitiques. Bastia: JPP Infografica.
- Chiorboli, Jean, 1997. « Corse-italien », in : *HSK 12.2*, 1214-1232.
- Comiti, Jean-Marie, 2005. *La langue corse entre chien et loup*. Paris: Harmattan.
- Dalbera-Stefanaggi, Marie-José, 1991. *Unité et diversité des parlers corses*. Le plan phonologique. Parenté génétique et affinité. Alessandria: Edizioni dell'Orso.
- Dalbera-Stefanaggi, Marie-José, 2002. *La langue corse*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Donati, Corso, 2000. *Corsica amara*. La patria che non c'è. Milano: ASEFI.
- Ettori, Fernand/Fusina, Ghjacumu, 1981. *Langue corse: incertitudes et paris*. Ajaccio: A Stampa.
- Falcucci, Francesco Domenico, 1915. *Vocabolario dei dialetti, geografia e costumi della Corsica*. Cagliari: Società storica sarda (Neudruck: Firenze, Licosia 1972).
- Fusina, Jacques, 1994. *L'enseignement du corse*. Aiacciu: A Squadra di u Finusellu.
- Geronimi, Dominique/Marchetti, Pascal, 1971. *Intricciate è cambiarine*. Manuel pratique d'orthographe corse. Nogent-sur-Marne: Beaulieu.
- Goebel, Hans, 1988. « Externe Sprachgeschichte. Korsisch, Italienisch und Französisch auf Korsika », in: *LRL 4*, 829-835.
- Hofstätter, Klaus, 1991. « Soziolinguistische und pragmlinguistische Probleme bei der Kodifikation des Korsischen », in: Dahmen, Wolfgang/Gsell, Otto/Holtus, Günter/Kramer, Johannes/Metzeltin, Michael/Winkelmann, Otto, (eds.), *Zum Stand der Kodifizierung romanischer Kleinsprachen*. Romanistisches Kolloquium V. Tübingen: Narr, 139-170.
- HSK 12 (1996-1997): Goebel, Hans/Nelde, Peter/Stary, Zdeněk/Wölck, Wolfgang, eds. *Kontaktlinguistik/Contact Linguistics/Linguistique de Contact. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research/Manuel international des recherches contemporaines*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 2 vol. (Handbücher der Sprach- und Kommunikationswissenschaft 12.1 und 12.2).
- Jaffe, Alexandra, 1999. *Ideologies in Action*. Language Politics on Corsica. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- Jerger, Christian, 2004. *Lexikographie und Korpusplanung: die Wörterbücher des Korsischen*. Tübingen: Stauffenburg.
- Kloss, Heinz, 1978. *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800*. Düsseldorf: Schwann.
- LRL: Holtus, Günter/Metzeltin, Michael/Schmitt, Christian, (eds.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik*. Tübingen: Niemeyer 1988 ff.

- Marcellesi, Jean-Baptiste/Thiers, Ghjacumu 1986. *L'individuation sociolinguistique corse*. Corti : Institut d'Etudes Corses/Mont-Saint-Aignan : GRECSO-IREC.
- Marcellesi, Jean-Baptiste/Thiers, Ghjacumu, 1988. « Sociolinguistique : a lingua corsa è a so situazioni sociolinguistica », in: *LRL* 4, 809-820.
- Marchetti, Pascal, 1989. *La corsophonie*. Un idiome à la mer. Paris : Albatros. des Corses.
- NALC (1995, 1999): Dalbera-Sefanaggi, Marie-José. *Nouvel Atlas linguistique de la Corse*. 2 vol. Paris : CNRS.
- Ottavi, Antoine, 1979. *Des Corses à part entière*. Paris : Du Seuil.
- Pellegrinetti, Jean-Paul, 2003. « Langue et identité: l'exemple du corse durant la Troisième République », in : *Cahiers de la Méditerranée* 66, Internet : <http://cdlm.revues.org/document116.html>.
- Pomponi, Francis, (éd.), 1979-1983. *Le Mémorial des Corses*. 6 vol. Ajaccio : Le Mémorial.
- Rohlf's, Gerhard, 1941. *L'italianità linguistica della Corsica*. Wien: Schroll (Kaiser Wilhelm Institut für Kunst- und Kulturwissenschaft im Palazzo Zuccari, Rom, Reihe 1, Vorträge 29).
- Thiers, Jacques, 1989. *Papiers d'identité(s)*. Levie : Albiana.
- Thiers, Jacques, 1997. « Français-corse », in : *HSK* 12.2., 1201-1213.

L'histoire sociale des langues dites créoles au cours des colonisations des XVII^e – XVIII^e siècles¹

Marie-Christine HAZAËL-MASSIEUX, Aix-en-Provence

On ne songe guère à parler d'histoire sociale des langues avant la fin du XX^e siècle, mais il est intéressant de voir que, sans que le nom de la discipline soit connu, pour ce qui concerne les langues créoles des Petites Antilles il y a une véritable histoire sociale à raconter bien avant cette date. Le nom « créoles » adopté pour désigner un certain nombre de langues – qui par ailleurs ont un nom spécifique – on voudrait dire des « noms propres » en relation avec les noms des pays où elles sont parlées : le guadeloupéen, l'haïtien, le mauricien, etc. –, porte déjà en lui-même la marque de cette histoire sociale. Effectivement le terme de *créole*, comme on le sait, avant de désigner des langues, renvoie d'abord aux personnes nées aux îles de parents venus d'ailleurs². Si l'on parle encore de « blancs créoles » en Guadeloupe pour

¹ Précisons tout de suite qu'il sera parfois fait allusion dans cet article à l'île de Saint-Domingue, au-delà des seules Antilles restées françaises, Guadeloupe et Martinique. Il est effectivement difficile de séparer totalement l'histoire sociale des langues de ces colonies les unes des autres au cours du XVII^e et du XVIII^e siècle. Ce n'est vraiment qu'au cours du XIX^e siècle, après la Révolution haïtienne de 1804 notamment, que les créoles de la zone, tant du point de vue sociolinguistique que du point de vue linguistique, vont être amenés à se séparer franchement. Le « créole », au XVIII^e siècle, est certes traversé par une importante variation mais celle-ci ne recoupe pas nettement encore les frontières géographiques, ne serait-ce qu'à cause des circulations importantes entre les îles (missionnaires, colons, esclaves sont déplacés ou déportés au rythme des conflits et conquêtes qui caractérisent les relations des pays colonisateurs que sont principalement l'Angleterre, l'Espagne et la France à ce moment), et précisément, il aurait été souvent artificiel de considérer la Guadeloupe et la Martinique comme des territoires spécifiques avec un parler et des conditions de communication différenciées. Les développements au cours de l'article feront clairement apparaître les ressemblances qui existent à cette époque entre les territoires où s'installent et se déplacent les colons. Saint-Domingue, qui n'est pas la première île occupée parmi les territoires français, a fait tout au long du XVIII^e siècle, figure de colonie la plus riche (la « perle des Antilles ») et a été probablement la plus développée économiquement et culturellement. Mais les modes de vie et la langue comportent d'importantes ressemblances.

² De l'espagnol ou du portugais « criollo ». Si l'on veut s'en tenir à une seule définition, on peut citer le P. Labat, II, ch. IX, p. 298 : « Les Créolles mêmes, c'est-à-dire ceux qui sont

désigner la catégorie sociale des blancs nés au pays et qui par là se distinguent des « blancs » métropolitains, ou « blancs Fwans » comme on dit parfois maintenant, ou plus rigoureusement selon l'expression en créole « vyé blan » pour signifier par là que ces blancs n'ont pas la même culture, n'ont pas les « manières » créoles³, on a largement utilisé les expressions d'esclaves créoles ou plus précisément de « nègres créoles » pour désigner les esclaves nés dans l'habitation par opposition aux « Bossals », aux « esclaves dandas » ou aux « vyé nèg », fraîchement débarqués d'Afrique et dont l'intégration posait toujours des problèmes.

Il est vrai que les esclaves se reproduisaient mal au temps de l'esclavage et que – alors que les maîtres auraient bien voulu, pour des raisons économiques et sociales, pouvoir se contenter d'esclaves nés au pays –, le développement des cultures, l'extension des propriétés, les demandes du commerce international, et donc dans ces conditions, la réduction extrême des naissances sur l'habitation, ont fait prolonger la traite très avant dans le XIX^e siècle.

Les nègres créoles étaient préférés largement à tous les autres, et il est intéressant de s'arrêter un instant sur les caractéristiques données chez les historiens et chroniqueurs du temps à propos des qualités attribuées aux différentes ethnies.

nez dans le país... ». Pour ce qui concerne l'origine ibérique certaine du terme, on peut rappeler la définition donnée de « criollo » en espagnol dans le Diccionario de Autoridades de la Real Academia Española : « CRIOLLO : El que nace en Indias de Padres Españoles, ù de otras Nación que no sean Indios » = celui qui naît aux Indes [Occidentales] de parents espagnols, ou de parents originaires d'autres nations qui ne sont pas Indiens ».

³ Rappelons que « vyé » ne veut pas seulement dire « vieux » au sens de « âgé » (cf. on vyé kò = un vieillard) mais « détérioré », « de mauvaise qualité », comme le précise le *Dictionnaire du créole de Marie-Galante* de Maurice Barbotin (Guadeloupe) ou « laid », « peu recommandable », « mauvais » comme essayent de le traduire avec force exemples les auteurs du *Dictionnaire créole – français*, Servedit / Editions Jasor, 1990 (Ralph Ludwig, Danièle Montbrand, Hector Poulet et Sylviane Telchid). Chamoiseau dans *Chemin-d'école*, Gallimard, Folio, évoque encore le désespoir du maître confronté à la langue de ses élèves pour qui, en traduction française, « tout ce qui était laid était vieux » (p. 93)

Des ethnies et des langues

Le Père Jacques Bouton, s.j., dans sa *Relation de l'Établissement des Français... qui concerne la Martinique*, écrite en 1640⁴, nous donne des indications sur les commodités (nombreuses selon lui) et les inconvénients de l'île, ainsi que les possibilités offertes tant au plan de l'économie et du commerce que pour le spirituel dans cette île ; il développera plus longuement les charges spirituelles au Ch. XI : « Du fruit spirituel qu'on peut espérer de cette Ile » (pp. 95-100). Au chapitre VIII, intitulé « Des Français qui habitent l'île et des Nègres esclaves » (pp.76-80), après avoir noté le relâchement des mœurs des colons, le Père Bouton précise :

« Parmi les Français il y a des noirs, ou mores du Cap Vert, et d'ailleurs en assez bon nombre, non pas si grand toute fois qu'on n'en désirât davantage et que ceux qui en amèneraient n'y trouvassent bien leur compte, d'autant qu'un esclave noir est bien plus utile qu'un serviteur français, qui n'est que pour trois ans⁵, a besoin d'habits, demande des gages, n'est pas si accoutumé aux chaleurs, là où les noirs sont pour toute leur vie, n'ont besoin que de quelque linge pour couvrir leur honte, n'ont rien que leur vie, encore bien misérablement, se contentant de cassave et de pois et sont faits à froid et au chaud, quoique s'ils n'y prennent garde ils sont sujets à la vilaine maladie des pians.

Ces mores ont l'esprit si grossier et hébété pour la plupart, qu'aucun ne sait ni lire ni écrire et croit-on qu'il est presque impossible de leur apprendre. Ils sont néanmoins rieurs et moqueurs, et remarquent assez bien ce qu'on fait qui leur semble impertinent. Il y en a quelques uns de baptisés, mais dans une insupportable ignorance des mystères de notre foi. C'est pourquoi il y en a peu qui aient été admis à la sainte Communion. Leurs mariages se sont aussi faits sans les cérémonies requises ; il y aura de la peine à racommoder tout cela, mais peu à peu on en viendra à bout, et on les instruira. Ils entendent déjà pour la plupart aucunement le français, et en disent quelques mots sans les articles, et autres particules que nous y ajoutons.

⁴ Bouton, Jacques, s.j. manuscrit : *Relation de l'établissement des français depuis l'an 1635 en l'île de la Martinique, l'une des Antilles de l'Amérique* (100 p. numérotées : cote GBro 191, Vanves, Archives de la compagnie de Jésus).

⁵ Allusion aux « engagés » français.

Ils sont bons pour le travail, pourvu qu'on les veille et presse, car autrement ils sont fainéants grandement et passeront le temps à dormir et à causer... » (pp. 77-78)

Il faut dire qu'un peu partout, effectivement, on trouve des critiques similaires concernant les esclaves du Cap-Vert. Historiquement, vont succéder aux « Mores », les « Sénégalais » : trop peu nombreux regrettent les planteurs qui, s'ils leur reprochent de n'être pas de bons ouvriers agricoles (« leur corps ne peut s'accoutumer à se pencher vers la terre, même pour la cultiver », J.B. Durand, *Voyage au Sénégal*, Paris an X, 2 vol. in-8°, pp. 130), les apprécient beaucoup par ailleurs. J.B. Durand précise :

« Ceux qui habitent le Sénégal et les environs sont de grands hommes nerveux, dessinés dans de justes proportions, ardents, courageux, infatigables, d'un port et d'une contenance nobles. Leur âme est sensible et reconnaissante. On ne connaît nulle part des domestiques plus attentifs et d'un attachement plus sincère. Sobres, actifs, intelligents, ils sont propres à tous les arts, à tous les métiers. »⁶

Gabriel Debien⁷ signale dès lors, en ce qui concerne les Sénégalais :

« ... le plus grand nombre était employé dans les villes ou dans les bourgs, les femmes en qualité de nourrices et de servantes, extrêmement adroites et laborieuses, avec de beaux traits, une belle taille. ».

N'oublions pas que les colonies s'organisent et que bien sûr, il y a une vie de société qui se met en place, avec divers rôles sociaux, diverses fonctions, la mise en place d'activités culturelles (théâtre, danses, fêtes...), une vie rythmée par le cadre des missions (sacrements, célébrations...), et de ce fait des villes qui se développent, cœur de l'économie coloniale.

Pour comprendre mieux cette société, et ses langues, il est bon de rappeler les principaux lieux de traite. D'abord, celle-ci s'opère à partir du Sud de la côte occidentale d'Afrique à partir de la côte des Dents ou d'Ivoire ; au fur et à mesure que les besoins en esclaves s'accroissent, on « descend » de

⁶ Mémoire pour le commerce de la concession du Sénégal, 1782 (Archives Nationales d'Outre Mer, Colonies, C⁸⁴).

⁷ 1974, p. 43.

plus en plus et les marchands continuent sur la côte de l'Or et la côte des Esclaves (Togo, Dahomey, Nigeria...) - achetant ces esclaves qu'on appelle « Aradas » - et vont assez vite au-delà du delta du Niger. En descendant toujours, on trouve le royaume du Bénin (d'où viennent les Ibos, les Haoussas...).

Moreau de St-Méry nous dit à propos des « nègres de la Côte d'Or » :

« Les nègres de la Côte d'Or sont actifs, adonnés au commerce et ce goût ils le manifestent aux îles, où ils en perdent un autre, celui de manger les chiens dont on a fait le sobriquet particulier des Aradas ; car on aime assez aux Colonies à caractérier ainsi les diverses nations Africaines : l'on dit donc *Arada mangeur de chiens* ou *Avare comme un Arada* ; car ce vice est très-fort chez eux. »⁸

Dans une note placée ici Moreau de St-Méry précise : « En Créol : « Rada mangé chien ». – « Varichié tan com' Rada » [nous reviendrons sur cette note plus bas à propos surtout de la mention « en créol » du plus grand intérêt]

Moreau de St-Méry va développer ces traits de caractères particulièrement pour les Ibos :

« On estime les nègres de la Côte d'Or pour la culture, mais en général leur caractère altier en rend la conduite difficile et elle exige des maîtres qui sachent les étudier. C'est principalement à l'égard des *Ibos* qu'une grande surveillance est nécessaire, puisque le chagrin ou le mécontentement le plus léger les porte au suicide dont l'idée loin de les épouvanter semble avoir quelque chose de séduisant pour eux, parce qu'ils adoptent le dogme de la transmigration des âmes. On n'a vu que trop souvent les Ibos d'une habitation former le projet de se pendre tous pour retourner dans leur pays. Il y a long-tems qu'on oppose à leur erreur une de leurs propres opinions ; lorsqu'on n'a pu prévenir absolument ce voyage pythagoricien, on fait couper la tête du premier qui se tue, ou seulement son nez et les oreilles que l'on conserve au haut d'une perche ; alors les autres convaincus que celui-là n'osera jamais reparaitre dans sa terre natale ainsi déshonoré dans l'opinion de ses compatriotes et redoutant le même traitement, renoncent à cet affreux plan d'émigration.

⁸ Edition de 1958, p. 51.

Cette disposition de l'âme qui fait désigner les Ibos par ces mots Créols : *Ibos pend'cor à yo*, (les Ibos se pendent) fait que beaucoup de Colons redoutent d'en acheter ; mais d'autres par cela même qu'ils en possèdent déjà les préfèrent parce qu'ils sont très-attachés les uns aux autres et que les nouveaux venus trouvent des secours, des soins et des exemples dans ceux qui les ont devancés. »⁹

Les esclaves originaires du Congo aux Antilles apparaissent bien avant la fin du XVII^e siècle. Moreau de St-Méry les présente à côté des Aradas, comme s'ils venaient immédiatement après eux en nombre et en qualité :

« Nous sommes parvenus aux nègres qui sont les plus communs à Saint-Domingue, et qu'on y prise beaucoup ; c'est-à-dire, à ceux de la Côte de Congo et d'Angole, qu'on connaît dans la Colonie sous le nom générique de *Congos*. »¹⁰

Avec le développement du café, la venue des Congos s'accélère, mais les planteurs de la Martinique et de la Guadeloupe, à la différence de ceux de Saint-Domingue qui les apprécient beaucoup, constatent qu'ils attrapent de nombreuses maladies et fièvres et les planteurs martiniquais leur sont moins favorables que par exemple le Colonel Malenfant à Saint-Domingue qui raconte – non sans nuances toutefois :

« Les Congos, les joyeux et bruyants Congos, chantent sans cesse. Ils ne sont pas très laborieux parce que dans leur pays les femmes labourent. Ils sont doux et bons ; leur bonheur est la danse et le repos. Ils réussissent bien dans les plaines où il y a des bananeraies, mais les patates leur donnent la colique, même lorsqu'ils sont acclimatés, aussi ne les appelle-t-on jamais que *Congos-mal-au-ventre*. Dans les plantations à café sur les montagnes ils sont estimés et comme ils y ont des bananes et d'autres vivres, ils sont contents. Ils sont en général très faciles à reconnaître.... Les femmes Congos sont recherchées. Elles travaillent aussi bien que les hommes Aradas et Tacouas. »¹¹

⁹ Moreau de St-Méry, éd. 1958, p. 51. On reviendra plus bas sur le système d'entraide entre les anciens et les nouveaux arrivants dans la colonie.

¹⁰ Ed. 1958, p. 52.

¹¹ Colonel Malenfant, 1814, Paris, in-8° : *Des colonies et particulièrement de celle de Saint-Domingue*. [cité par G. Debien, sans pagination]

Parmi les caractéristiques des femmes Aradas, il est rapporté leur difficulté à s'exprimer en créole. G. Debien¹², qui reprend sans doute sur ce point, comme sur beaucoup d'autres, directement Moreau de St-Méry écrit – ce qui nous permet de comprendre le lien établi par les Créoles installés aux îles entre le langage « créole » (entendons sous la plume de Moreau : la façon de parler le français des Créoles) et le français :

« Les femmes Aradas, causeuses éternelles, sont rarement employées comme domestiques, attendu que de tous les Africains les Aradas sont ceux qui parviennent le moins à parler le français et que c'est à l'entendre dans leur bouche qu'on peut faire consister la plus grande épreuve de ceux qui se flattent de posséder le langage Créol. »¹³

Le terme de Congo est à entendre en un sens très large et recouvre de ce fait des langues très diverses, et pas seulement des langues bantoues, comme on pourrait être tenté de le penser : il s'applique non seulement à des Malembas venant des environs de Douala au Cameroun, mais aussi à ceux qui sont recrutés en Angola. D'après le P. Labat, les Angolas semblent assez nombreux à la Martinique au XVII^e siècle. Les gazettes locales qui rapportent les arrivées de bateaux et les ventes permettent, comme les *Affiches Américaines* au Cap puis à Port-au-Prince de relever les nationalités, en sachant toutefois que les localisations sont assez approximatives et qu'en outre le lieu de vente et de départ des bateaux négriers n'implique pas que tous les esclaves soient originaires de la région immédiates et donc qu'ils pratiquent la langue ou les langues du secteur¹⁴.

G. Debien résume les jugements portés dans la deuxième moitié du XVIII^e siècle¹⁵ :

¹² 1974, p. 46.

¹³ Moreau de Saint-Méry, éd. 1958, p. 51.

¹⁴ Sur la composition des bateaux de traite, les arrivées détaillées des différentes ethnies, on pourra se référer au travail moderne d'Eltis, David, Behrendt, Stephen D., Richardson, David, eds, 1999 : *The Trans-Atlantic Slave Trade. A Database on CD-Rom.*, Cambridge University Press, 88 p. + CD Rom, mais aussi à Eltis, David, Richardson, David, eds., 1997 : *Routes to Slavery. Direction, Ethnicity and Mortality in the Atlantic Slave Trade*, Londres, Franck Cass, 151 p. ou encore pour certaines interprétations de ces travaux à Parkvall, Mikael, 2000 : *Out of Africa. African influences in Atlantic Creoles*, Londres, Battlebridge ed., viii +188 p.

¹⁵ Rien ne remplacera d'ailleurs le retour direct à Moreau de St-Méry qui sur ce point est la principale source de G. Debien lorsqu'il s'agit de retransmettre les opinions des planteurs sur les catégories d'esclaves.

« Après 1765, deux tendances se font jour. Deux groupe ethniques sont préférés : les uns souhaitent des Aradas et des esclaves de la côte de l'Or et de la côte des Esclaves, les autres des Congos, qui au reste sont débarqués en très grand nombre. » (Debien, 1974, p. 475).

Il ajoute que les Congos :

« ... passent pour fragiles, portés au marronage, mais gais et faciles. Les Aradas sont d'achat moins aisé, mais ils ont pratiqué en Afrique des travaux agricoles, savent bien tirer parti du carré qu'on leur donne pour leur jardin. Ils se mettent facilement aux vivres du pays. Leurs femmes, comme celles des Congos se montrent propres à tous les tâches, et Congos et Aradas seraient les races où la mortalité est la moins lourde. » (ibid., p. 475)

Et G. Debien continue, résumant les écrits des chroniqueurs sur la question – et tout particulièrement de Moreau de St-Méry, en l'occurrence :

« Tout le possible est fait pour tirer le meilleur parti de chaque race, de son caractère, de ses traditions, de ses aptitudes. Les quelques Sénégalais ne restent pas longtemps au jardin. S'ils sont bons sujets, ils passent à la grand'case. Leurs bonnes manières, le style de leur service, les font apprécier. Aux Peuls (Poulards) encore moins nombreux on destine la surveillance du bétail. Les Congos sont bûcherons, défricheurs, mais surtout hommes de bêche, ouvriers de jardin, aussi bien dans les équipes de force qu'au moulin ou devant les fourneaux. Parmi les sucriers on trouve presque toujours des Aradas, quelle que soit leur faible proportion dans l'atelier. »¹⁶.

Ceci est gage de travail bien accompli, par des ateliers bien conduits, mieux nourris et travaillant régulièrement. Moreau de St Méry donne l'exemple de l'habitation Dubuisson à St-Domingue :

« ... elle offre le modèle d'une administration sage et d'une exploitation facile, attendu que dans tous les genres les moyens excèdent un peu le nécessaire. C'est là qu'on trouve résolu le problème de la conciliabilité du bonheur avec la servitude. Les nègres y sont gais,

¹⁶ G. Debien, op. cit., pp. 475-476.

actifs, la reproduction y couvre les mortalités et des enfants nombreux y sont la preuve parlante de la bonté du système qui dirige cette manufacture. » (Moreau de St-Méry, éd. 1958, I, p. 182)

Il est important de ne pas envisager de façon trop simpliste les comportements et la vie dans ces sociétés. Si l'on a vu dénoncer la « stupidité » de certains esclaves, les chroniqueurs reconnaissent à certains autres des qualités tout à fait remarquables. Si le « racisme » qui consiste à accorder à certaines races des traits positifs et à considérer certaines autres comme particulièrement difficiles, nous semble dans tous les cas insupportable aujourd'hui, il faut se garder de tout jugement – anachronique par définition –, et surtout essayer de comprendre ces sociétés qui se sont constituées grâce à un *vouloir vivre ensemble* nécessairement indispensable quand on sait les conditions dans lesquelles les uns et les autres se sont retrouvés, sous la menace constante d'ailleurs d'être envahis et chassés par une nation ennemie, se heurtant à des conditions climatiques qui pouvaient être catastrophiques (cyclones), affrontés à des maladies que l'on ne savait et ne pouvait pas guérir (mal de Siam par exemple).

Moreau de St-Méry nous dit encore pour montrer l'ambiguïté des opinions, la complexité du contact avec des populations aux mœurs et cultures si nouvelles :

« L'intelligence est un caractère commun à tous les nègres de la Côte d'Or et à ceux de la Côte-des-Esclaves, mais les mœurs des derniers sont vraiment sanguinaires, surtout chez les *Judas* ou *Aradas* proprement dits, dont la férocité est assez connue par tout ce que l'histoire a publié de vrai mais de presque incroyable sur les *Dabomets* à qui les Rois de Juda ont fait aimer le sang à force d'en répandre eux-mêmes. » (p. 50)

Parmi les nègres certains avaient conservé les coutumes d'anthropophagie, et Moreau raconte aussi le cas d'une négresse accoucheuse et hospitalière mondongue à St-Domingue sur une habitation des environs de Jérémie :

« Le propriétaire ayant remarqué que la plupart des négrillons périssaient dans les huit premiers jours de leur naissance, fit épier la matrone, on la surprit mangeant un de ces enfants récemment inhumé, et elle avoua qu'elle les faisait périr dans ce dessein. » (p. 54)

Il souligne à côté de cela l'importance des syncrétismes sur le plan religieux – parfaitement normale dans un tel contexte :

«... beaucoup de Congos ont des idées de catholicité, notamment ceux de la rivière du Zaïre. Elles leur sont venues des Portugais, mais elles n'ont pas banni celles du mahométisme et de l'idolâtrie ; de manière que leur religion forme un assemblage assez monstrueux. »¹⁷

Notons encore qu'à leur arrivée, les esclaves sont confiés à un « ancien » (Moreau évoquait ce trait à propos des Ibos), qui est chargé de s'occuper de lui, de lui expliquer la vie sur l'habitation, certainement les rudiments de la langue en usage, non sans abus parfois. C'est ce qu'explique G. Debien :

« Les colons avaient promptement remarqué que les nouveaux ne pouvaient pas être mis du jour au lendemain dans les ateliers de travail et qu'une période d'acclimatement leur était nécessaire. Après quelques jours de repos complet ils étaient répartis par petits groupes entre des créoles bons sujets, ou entre de vieux esclaves « maîtres de case », qui devaient veiller à leur santé, à leur régime alimentaire, à leur apprentissage. Leur avenir dépendait de la valeur et du caractère de ces tuteurs. »¹⁸

Quant aux « nègres créoles » (c'est-à-dire nés déjà dans la colonie, ou nés de parents nés dans la colonie), on peut relever parmi beaucoup d'autres ces informations les concernant. Le P. Combaud écrit déjà en 1710 :

« Des Noirs qui sont venus, et qui viennent tous les jours aux Isles, sortent les **Nègres créoles**, les mulâtres, etc. [c'est nous qui soulignons] qui reçoivent en naissant le baptême, sont instruits dans la religion chrétienne et par leur éducation en sont plus capables que les nouveaux venus. »¹⁹

On connaît ce passage de Moreau de St-Méry²⁰ :

¹⁷ Ed. de 1958, p. 53.

¹⁸ 1974, pp. 73-74.

¹⁹ Lettres de mission (Enghien Mss. 608, concerne Antilles françaises) : Traduction d'une lettre chiffrée du P. Combaud au P. Général en 1710 (t. II, n° 78-79), Archives des Jésuites à Vanves.

²⁰ Ed. de 1958, p. 55.

« Comme les nègres Créols prétendent, à cause du baptême qu'ils ont reçu, à une grande supériorité sur tous les nègres arrivant d'Afrique, et qu'on désigne sous le nom de Bossals, employé dans toute l'Amérique espagnole, les Africains qu'on apostrophe en les appelant Chevaux, sont très-empressés à se faire baptiser. »

Il ajoute un peu plus loin (p. 83) :

« ... ce qui distingue le plus le nègre créol, de l'Africain, c'est qu'à l'exemple des Colons anglais, les habitans de la Colonie française font estamper sur la poitrine, de leur nom ou avec de simples lettres initiales, les Africains ; tandis que les autres ne le sont que dans les cas extrêmement rares où on veut les humilier, précisément parce que l'usage les excepte. »

On comprend dès lors que les nègres créoles sont grandement appréciés, malgré une certaine tendance au libertinage, aux diverses jouissance que signale Moreau également (ils aiment manger et boire), et par ailleurs une conscience de leur supériorité qui les fait se révolter plus facilement et accepter moins facilement les remontrances.

« Une prédilection assez générale, fait préférer les nègres Créoles pour les détails domestiques, et pour les différents métiers. Il est assez simple, qu'étant élevés avec des Blancs, ou sous leurs yeux, ces derniers se les attachent d'une manière plus immédiate, et qu'on leur destine des soins moins pénibles, et une vie qui a aussi plus de douceurs, notamment celle d'une nourriture plus agréable et plus facile. »²¹

Pour finir les notations concernant la population des îles, on relèvera que les Créoles blancs sont aussi dépeints par Moreau de St-Méry - qui donnent leur traits de caractères principaux :

« Les Américains qui ont reçu le jour à Saint-Domingue et qu'on désigne sous le nom de Créols (commun à tous ceux qui naissent aux Colonies), sont ordinairement bien faits et d'une taille avantageuse. Ils ont une figure assez régulière [...] Leur regard est expressif, et annonce

²¹ Ed. de 1958, p. 59

même une sorte de fierté, capable d'élever contre eux des préventions défavorables, lorsqu'on ne fait que les apercevoir. »

Cette description se poursuit... Moreau montre que les jeunes Créoles se portent généralement mieux que tous ceux, noirs ou blancs, qui sont nés en-dehors de la colonie. Il est exact que la santé est l'un des gros problèmes dans ces sociétés, où l'on ne sait pas se protéger de nombreuses maladies qui font des ravages. En revanche, l'enfant créole est réduit à n'être qu'un tyran car habitué dès son plus jeune âge à se faire obéir des petits esclaves qui l'entourent ; il ne peut donc souffrir la moindre contrariété. Moreau de St-Méry déplore d'une façon générale le manque d'éducation, qui laisse dominer chez les Créoles l'attrait du plaisir, l'inconstance, etc.

Quant aux Créoles blanches, elles sont belles, vives et spirituelles, mais désœuvrées – ce qui exacerbe en elle une sensibilité et une mélancolie qui ne les quittent jamais. « L'amour, ce besoin, ou plutôt ce tyran des âmes sensibles, règne sur celle des Créoles », ajoute Moreau (p. 40).

On comprend mieux sans doute ainsi la complexité de ces sociétés, surtout si l'on ajoute la présence de très nombreux métis (Moreau de St-Méry au cours des pages 85 à 111 en donne les catégories multiples selon la base et le degré du métissage), affranchis ou non²².

Liliane Chauleau, quant à elle, montre bien que dans ces sociétés coloniales, tous les groupes sociaux, toutes les fonctions sont représentés :

« La population comprenait la plupart des groupes sociaux qui existaient au XVII^e siècle mais certains d'entre eux subissent une évolution. Les habitants dont le groupe s'individualise, commençant à s'opposer aux commerçants ; dans le groupe que forment ceux-ci se distinguent les commissionnaires, rassemblés à la Martinique, à Saint-Pierre, qui servent d'intermédiaires entre le commerce de France et les habitants ; le groupe des gens de couleur libres prend une plus grande importance, beaucoup exercent un métier, sont artisans ; les esclaves occupent le bas de l'échelle sociale » (1973, p. 151).

Mais nous avons vu qu'il existait malgré tout aussi une *hiérarchie* parmi les esclaves : certaines ethnies sont préférées à d'autres, les plus anciennement

²² Liliane Chauleau dans son *Histoire antillaise. La Martinique et la Guadeloupe du XVII^e siècle à la fin du XIX^e siècle*, Désormeaux, 1973, note que si le XVII^e siècle avait été assez favorable à l'affranchissement, on essaye plutôt de le limiter au XVIII^e.

arrivés, et bien sûr les Créoles, jouissent de faveurs particulières. Mais tout ce monde, esclaves ou libres, d'origines variées, et donc pratiquant des langues multiples au moins à leur arrivée, impose, dans ces conditions, la nécessité de recourir le plus rapidement possible à un idiome permettant la communication.

La vie sociale dans les colonies : place et développement du créole

Quand on parle de la vie sur les plantations, on précise en général à la fois les rythmes de travail et de repos, qui impliquent chants et danses des esclaves, le soir quand le labeur est fini. C'est l'occasion de voir souligner les risques liés à l'alcool (le fameux tafia) qu'on leur dispense à des titres divers – et notamment pour leur éviter la tentation d'en voler quand ils travaillent à la distillerie (où pour cette raison, on préfère utiliser les femmes, moins portées sur la boisson). Les chroniqueurs quasi unanimes signalent aussi le rejet de certaines de ces danses, comme le calenda, jugées lascives et dont les colons, aussi bien que les missionnaires, tentent de les détourner.

Il faut à ce niveau souligner le rôle des missionnaires dans ces sociétés créoles. Arrivés à différentes époques, parfois un Ordre religieux succédant à un autre dans des conditions difficiles et même dans un cadre de rivalités à l'occasion, les missionnaires vont jouer un rôle non négligeable dans l'organisation de la vie sociale. A la Guadeloupe et à la Martinique, ce sont principalement les Dominicains et les Capucins qui s'occupent de la mission (les Carmes aussi mais en Guadeloupe seulement), et un peu plus tard aussi les Jésuites, ces ordres masculins étant secondés activement à partir de 1740 par des religieuses qui s'occupent par exemple d'un hôpital de femmes à St-Pierre. Avec l'arrivée des Ursulines, c'est aussi l'éducation des jeunes filles, jusque-là assurée par les Dominicains, qui va connaître un renfort. Il est rapporté, qu'outre l'instruction religieuse de base, on apprend aux jeunes filles particulièrement la musique et la danse.

Il serait important (mais nous ne pouvons pas entreprendre ce travail passionnant ici) d'analyser, au plan de la langue, les spécificités des Ordres religieux – et elles semblent non négligeables. Il est certain par exemple que les Jésuites, implantés en Guadeloupe et à la Martinique jusqu'à la dissolution de l'Ordre en 1764, ont joué un rôle essentiel, se souciant d'ailleurs de toutes les couches de la société. Leur séjour à St-Domingue (de 1704 à 1764), sur lequel on est bien renseigné, a été marqué par des réalisations majeures ; certains d'entre eux, apprenant les langues des esclaves, mais aussi surtout le créole, l'évangélisation, la prédication du dimanche, pouvaient se faire

directement en créole ; on sait aussi qu'ils étaient secondés par des « catéchistes », sélectionnés parmi les esclaves les mieux formés, qui intervenaient au quotidien dans les habitations pour la prière du soir, par exemple. Tout ceci était très organisé, mais les missionnaires ne négligeaient pas bien au contraire, la vie spirituelle des blancs, des mulâtres, sur les habitations et en ville. S'il y a une tendance à interpréter un peu naïvement les missions et pour le grand public à attribuer aux Pères missionnaires un rôle surtout dans la conversion des esclaves, il faut dire que c'est le souci d'accompagner toute la colonie qui est fixé aux missionnaires qui partent. On considère clairement à cette époque que les blancs eux-mêmes, et la société installée dans son ensemble, ont besoin des secours de la religion. Ils réclament absolument la présence de prêtres et l'organisation de paroisses convenables. C'est même parce qu'ils ne sont pas assez nombreux pour pouvoir répondre aux demandes de leurs ouailles, et que l'Ordre ne peut augmenter le nombre des hommes envoyés dans les Colonies, où beaucoup meurent frappés par les maladies, que l'on finit par remplacer les Capucins par les Jésuites à Saint-Domingue à partir de 1704. Ces derniers, si l'on prend en compte le succès de leurs autres missions dans les Antilles (et notamment à St-Christophe, d'où certains sont déplacés à St-Domingue), alors même que la colonie se développe avec l'arrivée de colons expulsés de St-Christophe quand y débarquent les Anglais, semblent les plus aptes à remplacer les Capucins, moins organisés apparemment. Le Père Margat dans l'une de ses lettres²³, publiées dans les *Lettres édifiantes et curieuses*, vol.VII^e (édition de 1781) écrit pour résumer l'esprit dans lequel les Jésuites abordent les missions :

« Quand nous n'aurions d'autre occupation, que celle d'être chargés de la conduite spirituelle des François, que la richesse du commerce attire ici de toutes les Provinces, il y auroit, ce me semble, de quoi contenter le zèle d'un homme Apostolique : prêcher, confesser, catéchiser, administrer les Sacremens, visiter les malades, assister les moribonds, entretenir la paix et l'union dans les familles, voilà à quoi engage notre ministère ; mais ce n'en est qu'une partie : les Nègres esclaves ne sont pas un moindre objet de notre zèle, nous pouvons même les regarder comme notre couronne et notre gloire.

²³ Lettre du P. Margat, Missionnaire de la Compagnie de Jésus, au Pere*** [non nommé] de la même Compagnie pp. 108-109 / A Notre-Dame de la petite Anse, Côte de Saint-Domingue, dépendante du Cap. Ce 27 février 1725.

En effet, il semble que la providence ne les ait tiré de leur Pays, que pour leur faire trouver ici une véritable terre de promission²⁴, et qu'il ait voulu récompenser la servitude temporelle, à laquelle le malheur de leur condition les assujettit, par la véritable liberté des enfants de Dieu, où nous les mettons avec un succès qui ne peut s'attribuer qu'à la grace et aux bénédictions du Seigneur. »

La vie dans les plantations n'était sans doute pas toujours idéale, et l'ennui guettait largement les maîtres – et particulièrement les femmes – qui n'étaient pas accaparées comme leurs compagnons par les travaux de la plantation. François Girod dans *La vie quotidienne de la société créole (Saint-Domingue au 18^e siècle)*²⁵ écrit :

« L'isolement et l'ennui constituent, certes, une menace permanente pour l'habitant et surtout pour sa famille que n'accaparent pas autant les travaux de la plantation. Dans les correspondances, il est très fréquent de trouver sous la plume des habitants ou de leur épouse – surtout s'ils viennent de la métropole – l'évocation de ce qu'on a pu appeler « la solitude des habitations ». »

Les habitations sont parfois assez éloignées les unes des autres, et l'hospitalité des colons, entre eux et à l'égard des gens de passage, est souvent critiquée – ce qui doit décourager les visites, les réunions plus ou moins mondaines. On dispose par exemple du témoignage du gouverneur d'Estaing, en 1768²⁶ :

« Tout homme qui ne veut pas essayer la réception la plus honteuse et les déboires les plus humiliants, est forcé de faire les plus longues routes avec ses chevaux et ses domestiques et de chercher asile dans

²⁴ A ceux qui ne comprendraient pas cette expression de « terre de promission », largement en usage aux XVII^e et XVIII^e siècles, rappelons ce qu'en dit par exemple Voltaire dans le *Dictionnaire philosophique* à l'article « Terre » : « *La terre de promission*, c'est cette Palestine même, petit pays sur les confins de l'Arabie Pétrée et de la Syrie, que Dieu promet à Abraham né dans le beau pays de la Chaldée ». Nous dirions maintenant « la terre promise ». St Jérôme, au 4^e siècle dans son *Traité sur les Juifs* assimile complètement les deux expressions.

²⁵ Hachette, 1972, p. 70.

²⁶ Cité par Girod, 1972, op. cit., p. 71-72.

les maisons des nègres et des mulâtres qui sont devenues des espèces d'auberges. »

Si dans les campagnes on doit parfois s'ennuyer ferme, la vie dans les villes est sans doute par certains aspects plus attrayante. Les villes, qui se développent, sont des lieux de commerce, mais aussi des lieux de rencontre. On dispose, parmi les nombreuses chansons relevées par Moreau de Saint-Méry dans ses « Notes historiques », de celle-ci qui est citée par F. Girod²⁷ - chanson sans doute de courtisanes mulâtresses :

« N'a rien qui doux tant comme la ville !
Vini loger côté moin ;
N'y a point dans morne, ma chère,
N'y a point de métiers si doux
Femme qui sottte sait oint comme yo sa faire,
Ça fait à nous grande pitié...
Comment toin vlé gagner cotte
Si toin pas gagner l'argent ,
Yo vous dis, femme est bien sottte,
Si pas connaît faire payer Blanc... »

Dans la célèbre chanson « Lisette quitté la plaine », l'amant à la campagne (la plaine), abandonné, pleure le départ de Lisette partie à la ville où elle va rencontrer des *candios*, ces « petits maîtres » que décrit M.E. Descourtilz en 1809, de façon sans doute bien pittoresque, mais probablement pas trop éloignée de la réalité :

« Joseph étoit sur le point d'exercer un cheval peautre, et vint me demander la permission de s'absenter, autant pour se faire voir que pour m'annoncer qu'il étoit désiré par toutes ses *commères* ; car ces nègres sont avantageux et fort prévenus en leur faveur. Je vis mon homme, ayant ses larges mains revêtues d'une paire de gants blancs de femme, qu'il avoit trouvée je ne sais où, et qui n'ayant pu se prêter, par leur élasticité, à la grosseur de ses doigts, étoient déchirés de toute part, et n'en recouvroient absolument que les phalanges ; un chapeau à la main, d'une forme très-haute, la tête suifée et poudré à blanc par derrière, et les cheveux du devant noirs et naturellement crépus, de

²⁷ Op. cit., p. 102.

longues boucles d'oreilles ayant peine à suivre le contour de sa cravate qui l'engonçoit jusqu'aux yeux, et par-dessus laquelle étoient trois rangs de colliers ; une veste de nankin qui, ne lui appartenant pas, lui étoit de beaucoup trop courte, et laissoit voir deux avant-bras noirs, contrastant avec la blancheur de ses gants ; un pantalon de basin, destiné à être imbibé de la sueur du valeureux coursier qu'il devoit éprouver ; enfin des bottes, je ne sais de quel siècle, car je ne crois pas jamais en avoir vu de pareille forme : voilà son costume ! » (pp. 192-194)

A n'en pas douter, ces « nègres » intelligents, qui avaient la confiance du maître, quand ils n'étaient pas d'ailleurs aussi affranchis, ont su se trouver une place profitable dans cette société créole, et ont su acquérir et des cœurs et des biens. Deborah Jenson²⁸ suppose d'ailleurs que, contrairement aux idées reçues en la matière²⁹, cette chanson qui a eu une longue postérité et dont on trouve des versions, un peu différentes du point de vue linguistique, dans les diverses régions³⁰, serait peut-être précisément l'œuvre anonyme de ces candios et de leurs correspondants féminins, les « cocottes » que l'on voit dans d'autres chansons distraire leurs maîtresses, et qui leur servaient de confidentes en même temps que de servantes, en étant souvent aussi la concubine du maître !

La version de « Lisette quitté la plaine » rapportée par Moreau de St-Méry, martiniquais, dans sa *Description topographique, physique, civile, politique et historique de la partie française de l'isle de St. Domingue*³¹ est seulement l'une de celles qu'il a recueillies (on trouve des versions un peu différentes dans ses dossiers appelés « Notes historiques », notamment avec une réponse de Lisette à Colin³²) :

²⁸ 2005.

²⁹ Suivant en cela Moreau de St-Méry, qui attribue *Lisette quitté la plaine* à un colon, un certain Duvivier de La Mahautière, en 1757, lequel s'est peut-être contenté de « transcrire » une chanson qui circulait dans la / les colonies.

³⁰ A Saint-Domingue, puis en Haïti devenue indépendante, ensuite en Martinique sans doute où elle est reprise par J. Turiault en 1876, et même en Louisiane avec Alfred Mercier en 1881.

³¹ La réédition courante que nous citons ici est celle qui a été proposée en 1958 par Blanche Maurel et Etienne Taillemite chez la Société de l'Histoire des colonies françaises – Librairie Larose.

³² Archives Nationales d'Outre-Mer, Aix-en-Provence, série F 3, vol. 132, pp. 31-32.

On a longtemps donné cette chanson « Lisette quitté la plaine » comme « le premier texte en créole »³³, en se référant d'ailleurs à ce passage de Moreau de Saint-Méry qui, avant de citer « Lisette... » aux pages 81-82 du premier tome de l'édition de 1958 indique :

« Elle a été composée, il y a environ quarante ans par M. Duvivier de La Mahautière, mort conseiller au Conseil du Port-au-Prince ». Et Moreau ajoute : « J'en présente, en même tems, la traduction versifiée par un créol, qui, aux dépens de son amour-propre, n'a cherché qu'à conserver, presque ligne pour ligne, le sens littéral qu'une imitation libre aurait empêché de saisir. »

Il ajoute que ce poème doit se chanter : « Sur l'air : Que ne suis-je fougère ! »³⁴

Moreau de St-Mery

Lisette quitté la plaine,
Mon perdi bonher à moué
Gié à moin semblé fontaine
Dipi mon pas miré toué.

Lisette, tu fuis la plaine,
Mon bonheur s'est envolé ;
Mes pleurs, en double fontaine,
Sur tous tes pas ont coulé.

³³ Nous montrerons dans un ouvrage à paraître, *Textes anciens en créoles français de la Caraïbe (histoire et analyse)* que tel n'est pas le cas, et que le poème, noté par Moreau de St-Méry, succède de fait à un certain nombre de textes créoles, pour certains assez antérieurs, qu'on a pu maintenant retrouver.

³⁴ Pour ajouter un argument à la thèse défendue par D. Jenson (2005), qui suppose – à notre avis très justement – que cette chanson circulait dans la colonie, probablement effectivement « lancée » et chantée par des « nègres » doués et amateurs de ce genre de production, on peut renvoyer au récit que fait M.E. Descourtilz en 1809, alors que lui-même reproduit une chanson d'esclave qu'il a notée et harmonisée trouvant qu'elle méritait d'être améliorée (rimée et harmonisée selon la tradition plus sophistiquée de la musique européenne du XVIII^e siècle, sans doute !). Il précise que l'auteur nègre présumé était très heureux de l'adaptation faite : « Comme je trouvai les idées de ces jeunes amans mal secondées par les expressions, et que l'air m'en parut insignifiant, je crus devoir, par intérêt pour une constance aussi rare parmi ces peuples grossiers, et en faveur de la délicatesse de leurs sentimens, concourir à les faire plaindre, et estimer des cœurs sensibles. C'est à cette considération que je rectifiai le mieux possible les paroles de leur entretien auquel j'adaptai un nouvel air de ma composition. ».

La jour quand mon coupé canne,
Mon songé zamour à moué ;
La nuit quand mon dans cabane
Dans dromi mon quimbé toué

Si to allé à la ville,
Ta trouvé geine Candio
Qui gagné pour tromper fille
Bouche doux passé sirop.
To va crer yo bin sincère
Pendant quior yo coquin tro ;
C'est serpent qui contrefaire
Crié rat, pour tromper yo.

Dipi mon perdi Lisette
Mon pas souchié *Calinda*
Mon quitté *Bram-Bram sonnette*
Mon pas batte *Bamboula*
Quand mon contré laut' négresse
Mon pas gagné gié pou li ;
Mon pas souchié travail pièce
Tout qui chose a moin mouri

Mon maigre tant com' gnon souche
Jambe à moin tant comme roseau ;
Mangé na pas doux dans bouche,
Tafia même c'est comme dyo
Quand mon songé, toué Lisette
Dyo toujours dans jîé moin.
Magner moin vini trop bête
A force chagrin magné moin

Lisett' mon tandé nouvelle
To compté bintôt tourné :
Vini donc toujours fidelle.
Miré bon passé tandé.
N'a pas tardé davantage
To fair moin assez chagrin,
Mon tant com' zozo dans cage,
Quand yo fair li mouri faim.

Le jour moissonnant la canne,
Je rêve à tes doux appas ;
Un songe dans ma cabane,
La nuit te met dans mes bras.

Tu trouveras à la ville
Plus d'un jeune freluquet,
Leur bouche avec art distille
Un miel doux mais plein d'apprêt ;
Tu croiras leur cœur sincère :
Leur cœur ne veut que tromper ;
Le serpent sait contrefaire
Le rat qu'il veut attraper.

Mes pas loin de ma Lisette,
S'éloignent du *Calinda* ;
Et ma ceinture à sonnette
Languit sur mon bamboula.
Mon œil de toute autre belle,
N'aperçois plus le souris :
Le travail en vain m'appelle,
Mes sens sont anéantis.

Je péris comme la souche,
Ma jambe n'est qu'un roseau ;
Nul mets ne plaît à ma bouche,
La liqueur s'y change en eau.
Quand je songe à toi, Lisette,
Mes yeux s'inondent de pleurs.
Ma raison lente et distraite,
Cède en tout à mes douleurs.

Mais est-il bien vrai, ma belle,
Dans peu tu dois revenir :
Ah ! reviens toujours fidèle,
Croire est moins doux que sentir.
Ne tarde pas davantage,
C'est pour moi trop de chagrin ;
Viens retirer de sa cage,
L'oiseau consumé de faim.

La traduction que nous inscrivons ici en regard est celle qui est donnée par Moreau de Saint-Méry, conforme aux genres et modes de la poésie lyrique en ce début du XIX^e siècle ; elle ne rend guère la simplicité et le naturel du texte créole ; elle comporte par ailleurs quelques inexactitudes, car, tout Créole qu'il soit – et c'est significatif, Moreau réinterprète parfois la langue créole en fonction de la grammaire française !³⁵

D'autres chansons, en plus de celle-ci, sont présentées dans *Idylles ou Essais de poésie créole*, petit opuscule anonyme (« par un colon de St-Domingue ») qui paraît en 1804 – et sera réédité partiellement en 1811, puis en 1821. Ces chansons évoquent souvent les peines de cœur, les infidélités de l'amant ou de l'amante séduit un temps par quelqu'un dont le statut social plus élevé lui a laissé croire qu'il avait trouvé en même temps que le grand amour une occasion de promotion dans la société. Mais ces chansons « se terminent bien », et l'infidèle dépité revient vite trouver celui ou celle qui n'a pas cessé de l'aimer. Moreau de St-Méry apporte en quelque sorte une confirmation du réalisme de ces chansons lorsqu'il dit des Nègresses nées en Afrique qu'un caractère très distinctif

«... est leur penchant invincible pour les nègres. Ni leurs habitudes avec les Blancs, ni les avantages qu'elles y trouvent, et au nombre desquels l'affranchissement se rencontre souvent, pour elles ou pour leurs enfans, ni la crainte d'un chatiment que l'orgueil et la jalousie peuvent rendre extrêmement sévère, ne sont capables de les retenir. Elles combattent plus ou moins long-tems, ou cachent plus ou moins heureusement cette inclination qui finit toujours par l'emporter... »³⁶

Le théâtre était un divertissement en vogue, assez tôt à St-Domingue, la plus riche des colonies. Les spectacles au Cap-français sont nombreux et réguliers comme l'atteste la *Gazette de l'époque*, les *Affiches américaines*, que nous avons systématiquement dépouillée de 1780 à 1790. On peut penser que la Guadeloupe et la Martinique connaissaient à l'occasion également des spectacles de ce type, même si l'annonce ne nous en ai pas directement parvenue. Liliane Chauleau signale que les Petites Antilles, jusqu'à la reprise des hostilités avec les Anglais, ont une économie prospère, grâce au commerce extérieur – un peu moins toutefois à la Guadeloupe qu'à la Martinique. Les planteurs qui résidaient souvent en France décident alors de

³⁵ Cf. à ce propos l'ouvrage de M.C. Hazaël-Massieux déjà signalé (à paraître).

³⁶ Ed. de 1958, p. 57.

repartir sur leurs plantations pour veiller eux-mêmes à leurs intérêts. Mais comme Saint-Domingue s'est considérablement développée, le commerce se tourne plus volontiers vers la « perle des Antilles » à partir de 1740³⁷.

Même si le français jouait un rôle indéniable dans les spectacles (les pièces de théâtre en français sont bien plus nombreuses que les quelques pièces en créole qui nous sont parvenues³⁸), on est certain malgré tout que cette société utilisait largement le créole, y compris dans ses couches les plus aisées, celles des blancs créoles. Les acteurs qui jouaient d'ailleurs étaient toujours blancs et se grimaient en « Nègres » quand c'était nécessaire, comme le rapportent encore *les Affiches américaines*.

Ainsi on annonce dans le *Supplément aux Affiches américaines* du Mardi 30 octobre 1781, le spectacle

«... THERESE ET JEANNOT parodie créole du *Devin du village* par M. Clément, Comédien du Cap, dans laquelle un amateur remplira le rôle de Papa *Simon* sous le vrai costume et la couleur Nègre. Le spectacle sera terminé par une Danse Créole exécutée par l'Amateur et le Sieur Acquaire. »

Les divertissements sont moins nombreux dans ces colonies moins riches que sont la Guadeloupe et la Martinique. Liliane Chauleau³⁹ explique comment, à partir d'un quartier, regroupant des habitations, circonscription religieuse militaire et administrative, vont se développer progressivement quelques villes en Guadeloupe et Martinique, en nombre toutefois limité : St-Pierre, Fort-Royal pour la Martinique, Basse-Terre, puis Pointe-à-Pitre pour la Guadeloupe... Les loisirs étaient alors plus réduits dans ces colonies qu'à Saint-Domingue. Au titre des loisirs aux XVII^e-XVIII^e siècles, Liliane Chauleau signale la chasse, la pêche, puis le jeu, qui se pratique dans des « Académies de jeu », malgré les risques que ces pratiques font encourir à certaines familles : ruine, querelles... En raison de cela le jeu sera interdit dès 1713, ce qui ne veut pas dire qu'il disparaît ! Les esclaves quant à eux se livrent surtout à la danse et organisent de temps en temps des fêtes : à l'occasion de baptêmes, de mariages, de grandes réunions ont lieu sur les habitations. Les maîtres

³⁷ Liliane Chauleau, op. cit., p. 165 sq.

³⁸ On voit jouer à Saint-Domingue les pièces à la mode en France à cette époque : certes des pièces classiques de Corneille ou Molière, mais aussi des pièces de Voltaire, Regard ou Marmontel... et d'auteurs moins connus, en tout cas maintenant comme les: Favart (Monsieur et Madame), Saurin, Monvel, etc.

³⁹ Liliane Chauleau, op. cit.

assurent les frais, prêtent aux esclaves des habits. Les esclaves chantent, dansent, s'adonnent aussi à « une espèce de jeu de dés » dit le P. Labat. Ils jouent également aux cartes.

Le créole, son rôle ; statuts et variétés

Dans toute cette société, et jusqu'à la fin du XVIII^e siècle, on ne parle pas de la langue utilisée en disant « le créole ». On trouve principalement chez Moreau de St-Méry, comme il est d'usage à cette époque, l'expression « langage créol » (signifiant le langage des habitants installés aux îles, quelle que soit leur couleur), tandis qu'au XVII^e siècle et pendant tout le début du XVIII^e siècle, les expressions utilisées, bien connues, sont celles de *baragouin*, *jargon*, *français corrompu* :

Moreau de Saint-Méry, en 1797, dans sa *Description topographique, physique, civile, politique et historique de la partie française de l'isle Saint-Domingue* écrit :

« J'ai à parler maintenant du langage qui sert à tous les nègres qui habitent la colonie française de Saint-Domingue. C'est un français corrompu, auquel on a mêlé plusieurs mots espagnols francisés, et où les termes marins ont aussi trouvé leur place. On concevra aisément que ce langage, qui n'est qu'un vrai jargon, est souvent inintelligible dans la bouche d'un vieil Africain, et qu'on le parle d'autant mieux, qu'on l'a appris plus jeune. Ce jargon est extrêmement mignard, et tel que l'inflexion fait la plus grande partie de l'expression. Il a aussi son génie, (qu'on passe ce mot à un Créol qui croit ne le pas profaner), et un fait très sûr, c'est qu'un Européen, quelque habitude qu'il en ait, quelque longue qu'ait été sa résidence aux Isles, n'en possède jamais les finesses. »⁴⁰

Les premières attestations du terme de « créole » pour désigner la langue des Créoles, par un substantif, par exemple dans l'expression « en créole (mais on dit parfois « en nègre » à cette époque !) nous semblent être dans les *Affiches américaines*, cette gazette du Cap-Français, ensuite imprimée à Port-au-Prince quand la ville se sera davantage développée, tandis que demeure un « supplément du Cap-français » qui rend compte des événements quotidiens dans le Nord de Saint-Domingue, et en particulier des spectacles, fêtes, ventes, arrivées de bateaux, etc.

⁴⁰ Rééd. 1958, Société de l'histoire des colonies françaises et Librairie Larose, pp. 80-81.

C'est effectivement dans les *Affiches américaines* dans les années 1780 que nous avons pu suivre l'annonce du spectacle donné par la troupe du Sieur Clément, *Jeannot et Thérèse*, présenté comme adaptation « en créole » du *Devin du Village* de Jean-Jacques Rousseau. Les premières annonces disent qu'il s'agit d'une « parodie créole » - ce qui est pourrait laisser un doute quant à la langue employée. Ainsi, par exemple dans le *Supplément aux Affiches américaines* du mardi 6 février 1781 lit-on :

« ... Cette Pièce sera suivie de THERESE ET JEANNOT, **Parodie Créole** du *Devin du Village*, par M. Clément, Comédien du Cap, ... »

Il est question de la même façon de « danse créole », de « pas créol » (puisque le spectacle comporte à la fin un « ballet ». Et on a aussi « parodie nègre », « traduction nègre », etc.

En revanche, le Jeudi 6 mars 1788, on annonce à Port-au-Prince :

« ... Cette Pièce sera suivie de Thérèse et Jeannot, Parodie du *Devin du Village*, traduit **en Créole** par le Sieur Clément, Comédien du Cap. Ledit Sieur ne négligera rien pour rendre son spectacle aussi brillant qu'agréable » [C'est nous qui soulignons].

L'usage évolue donc et de plus en plus le terme de « créole » sera utilisé pour désigner la langue sans autre mention. Nous avons signalé plus haut que chez Moreau de Saint-Méry (en 1797), bien que l'expression « langage créol » soit la forme la plus fréquente dans son ouvrage, on trouve aussi la mention « En créol » (cf. note de la p. 51, éd. 1958, citée plus haut).

Parler créole dans la colonie est un atout fondamental dont les missionnaires ont su très tôt tirer partie. C'est ce que l'on nous dit du Père Pierre Boutin, considéré comme un saint homme et qui réussissait merveilleusement auprès des esclaves depuis son installation dans le Nord d'Haïti (paroisse du Cap), alors qu'il venait de la province de Guyenne en France, mais qu'il était réputé pour avoir une grande facilité à apprendre les langues. Le P. Margat raconte :

« Le Père Boutin s'était fait une étude particulière pour la conduite et l'instruction des Nègres, ce qui demande une patience et un zèle à toute épreuve. Ces gens-là sont grossiers, d'une conception dure, ne s'exprimant que d'une façon pénible dans une langue qu'ils n'entendent guère et qu'ils ne parlent jamais bien. Mais le saint

missionnaire qui regardait ces malheureux comme des élus que la Providence tire de leurs pays dans la vue de leur faire gagner le ciel, par la misère et la capacité à laquelle leur condition les assujettit, était venu à bout, par un travail long et opiniâtre, de les entendre et d'en être lui-même entendu. Il avait acquis une connaissance des langues de tous les peuples de la côte de Guinée qu'on transporte dans nos colonies, connaissance infiniment difficile à acquérir, parce que ces langues barbares, qui n'ont aucune affinité avec les langues connues, sont encore très différentes entre elles, et qu'un *Sénégalais*, par exemple n'entend en aucune manière un *Congo*, etc.

Il se servait de ces connaissances pour les Nègres nouveaux, qui tombant malades avant que d'avoir appris assez de français pour être disposés au baptême n'auraient pu autrement recevoir cette grâce avant leur mort. Quant à ceux qui après un séjour de quelque temps dans ces colonies commençaient à entendre un peu le français, le P. Boutin, dans les instructions publiques qu'il leur faisait proportionnait le style de ses discours à leur manière de s'exprimer qui est une espèce de *baragouinage* dont ils ne se défont jamais et suivant lequel il est nécessaire de leur parler, si on veut en être entendu. Cette méthode d'instruire est très rebutante, parce que le Nègre qui a une intelligence bornée, demande pour faire quelque fruit, qu'on lui rebatte en cent façons différentes et dans sa manière de penser, les premiers principes de la religion. »⁴¹.

On voit produire en créole des prières et des textes évangéliques (cf. la fameuse *Passion selon St-Jean en langage nègre* » - qui date sans doute, d'après nos dernières analyses⁴² des années 1730-1740 et qui pourrait bien avoir été rédigée par le P. Boutin lui-même), les missionnaires prêchaient et faisaient le catéchisme en créole.

On a vu la place des chansons et des poèmes, des pièces de théâtre dans le divertissement de cette société, Même si l'on n'a pas encore retrouvé les textes correspondants, on sait que des articles du Code Noir, traduits en créole, étaient lus régulièrement et affichés dans les habitations.

De fait, quand la révolution française entraîne une première abolition de l'esclavage (à St-Domingue et à la Guadeloupe, car la Martinique devenue

⁴¹ *Lettres édifiantes et curieuses...*, tome 7^e, pp. 240-241.

⁴² Cf. ouvrage en cours de publication chez Helmut Buske Hamburg : *Textes anciens en créoles français de la Caraïbe (Histoire et analyse)*.

anglaise pour un temps à ce moment là ne connaîtra pas cette première abolition, les Proclamations annonçant l'abolition sont placardées en créole pour être lues et comprises de la population. On donnera ici le début d'une proclamation de Polverel et Sonthonax (l'une des toutes premières historiquement), lorsque, les deux hommes envoyés comme Commissaires civils à Saint-Domingue pour essayer de rétablir l'ordre alors que la révolte des esclaves devient générale, décident d'abolir l'esclavage sans plus tarder, avant même d'avoir pu consulter sur ce point les autorités françaises, dans l'espoir de reprendre le contrôle d'une situation devenue insurrectionnelle.

Nous, Etienne Polverel & Léger-Félicité Sonthonax, Commissaires Civils⁴³ que nation française voyé dans pays-ci, pour mettre l'ordre et la tranquillité tout par-tout.

Faut que toute monde aimé famille à li pour que toute monde capabe vive ben ensemble. Monde qui libe à qui pas gagné ni femme ni petite, li pas capabe bon sujet ; li va toujou tourné sauvage ou ben brigand ; cila qui mérité la liberté vrai, & qui connaît tout ça li vaut, li pas lé jamais souffri que femme à li aque petites à li resté dans z'esclaves.

Nous connaît tout ça ; mais ça qui vrai encore & qui pu vrai même, c'est quand nion nation gagné libe à li par force, par courage, si li vlé conservé liberté, si li vlé toujou libe, faut que li commencé par gagné bon conduite, bon quior ; toute monde qui pas marié ben, qui prend nion femme jourdi, qui quitté li demain pour prendre nion aute, toute monde là pas bon, li pas mérité libe, dès li pas capabe aimé femme à li, petite à li, maman li & papa li.

Nous baille déjà libertés en pile, nous va baille encor ; mais toute cila yo nous va rende libe, nous vlé que yo toute bons citoyens ; nous vlé que yo toutes connaît défende & aimé parens à li : c'est ça qui va faire yo aimé toute grand famille cilà qui formé ensemble toutes citoyens.

Nous voit, & toute monde voit tant comme nous, que dans cila yo qui pas libe, soit n'homme ou ben femme, cilà qui marié ben légitime, c'est cila yo qui mayors, qui plus fidèles, qui plus aimé maîtres à yo, qui aimé travail passé toutes les zoutes ; yo gagné meyor quior ; yo pas couté

⁴³ Dans une note parue dans *Généalogie et Histoire de la Caraïbe*, Bulletin n° 13 de février 1990, « Polverel à St-Domingue », p. 108, J. de Cauna précise le rôle des deux commissaires civils, ainsi que celui de Delpech (cf. proclamation suivante). Sonthonax proclama la liberté générale des esclaves le 29 août 1793 au Cap-français. Polverel s'occupait de l'Ouest et il étendit donc l'abolition à cette province le 21 septembre, puis le 27 à celle du Sud, après la mort de Delpech qui s'y opposait (cf. op. cit. p. 108).

mauvais parole, mauvais monde qui vlé débauché yo ; c'est nion qui chose qui ben vrai oui. Et ben, si c'est mariage qui fait tout ça, qui rende toutes z'esclaves qui ben mariés, meyors, nous cré yo va meyors encore quand toutes z'esclaves là yo qui ben mariés ben légitimes va libes. Yo pas gagné maïtes encor, c'est la république qui maïte à yo comme à nous toutes. Plus yo va aimé femme à yo & petites à yo, plus yo va aimé la république, plus yo va gagné quior & la force pour défende li.

A vlà pourquoi nous vlé & nous ordonné ça qui va suive pour la province du Nord, assez....⁴⁴

Polverel et Sonthonax essayent dans la suite de ce texte d'engager les esclaves déclarés libres à reprendre le travail pour éviter la ruine du pays⁴⁵. Certes le créole de ce texte n'est pas le créole contemporain ; en outre, le traducteur (puisque'il s'agit d'une traduction de proclamation rédigée par les Commissaires civils en français), est sans doute gêné par le style juridique du texte original français, dont il tente de faire un calque fidèle en créole – ce qui explique cette langue ampoulée et grandiloquente. Mais, alors même que vers cette époque nous avons d'autres textes en créole (notamment de chansons), qui attestent indéniablement du développement d'une langue des colonies, qui après des évolutions différenciées dans chaque île vont devenir l'haïtien, le martiniquais, le guadeloupéen, l'intérêt de ce texte est de montrer que tous les domaines sont l'objet d'une expression créole. Le créole est alors le moyen de communication essentiel, moyen aussi d'intégration des nouveaux venus, utilisée certes surtout dans la communication avec les esclaves, mais compris et certainement utilisé aussi dans la partie blanche de la population, et bien sûr chez les mulâtres (gens de couleur comme on dit à l'époque)⁴⁶.

⁴⁴ Le texte complet de cette proclamation sera publié dans notre ouvrage à paraître. Cette proclamation date du 11 juillet 1793.

⁴⁵ Cet affranchissement généralisé à St-Domingue ne permettra pas la reprise de l'économie. Après une longue période insurrectionnelle, lorsque Napoléon Bonaparte rétablira l'esclavage partout, déclenchant par là même la Révolution haïtienne. C'est alors que l'île proclamera son indépendance ; c'en sera bien fini de la richesse de St-Domingue. Les colons qui peuvent échapper à la révolte, devront partir, abandonnant tout, et la colonie ruinée, devenue république, ne connaîtra plus jamais la prospérité et la richesse qui avaient été les siennes tout au long du XVIII^e siècle.

⁴⁶ Dans une lettre à sa fille Pascalite mariée en France (5 juin 1778), Mme des Rouaudières (épouse d'un colon du quartier de Torbeck près des Cayes à Saint-Domingue) informe celle-ci de la vie de la sucrerie où elle a passé son enfance et lui annonce un collier que « Marie-Jeanne », lui envoie. Elle cite les propos de la bonne en créole.

Il y a peu de différences linguistiques entre les variétés parlées ici ou là pendant tout le XVIII^e siècle dans les Antilles. Une grande « indifférenciation » permet la compréhension partout ; une très grande variation aussi, car coexiste, dans la même énonciation, des formes grammaticales qui maintenant s'excluent mutuellement. Alors que telle forme relève de nos jours par exemple de l'haïtien à l'exclusion du martiniquais, que telle autre se trouve exclusivement en guadeloupéen et non pas en martiniquais, à cette époque les ancêtres de ces structures et morphèmes grammaticaux coexistaient dans le même médium de communication et il semble qu'aucune raison, contextuelle ou situationnelle, ne peut expliquer l'usage des formes très variées auxquelles on recourait. On comprend parfaitement dans ces conditions que l'on peut alors parler **du** créole (et non pas **des** créoles) de la Caraïbe. Les paradigmes grammaticaux définitifs ne sont pas établis et l'on hésite encore, en tout lieu, entre construction directe ou indirecte du possessif : « gié-moé », ou « gié a moé » = mon œil ou mes yeux. En outre il n'y a pas encore véritablement de marques du pluriel : pour une langue orale, la *situation* désambiguïse un message qui pourrait poser des problèmes de compréhension, en l'absence de référence immédiate.

Les premiers éléments nets de différenciation se mettront en place au début du XIX^e siècle et se préciseront avec la Révolution à Saint-Domingue d'où va sortir Haïti indépendante. Dans *Idylles ou Essais de Poésie créole par un colon de St-Domingue*, recueil publié en 1804, que l'on peut découvrir déjà quelques oppositions significatives entre le créole dit de la Martinique et le créole de Saint-Domingue. Le recueil, à côté des chansons de St-Domingue comporte les textes de deux « chansons martiniquaises » dans lesquels on peut relever quelques points manifestant les « séparations » en cours. Les chansons martiniquaises se distinguent des haïtiennes par l'usage de « ka » au lieu de « apré », de « tenir » au lieu de « gagne ». C'est alors à peu près tout. On n'a pas encore clairement de pluriel nominal, même en Haïti où les premiers véritables exemples systématiques de « yo » postposé au nom pour indiquer le pluriel sont attestés dans *La Parabole de l'Enfant prodigue*, texte datant probablement des années 1820 et publié en 1831. Au début du XIX^e siècle, partout, c'est simplement le contexte qui permet de décider de la valeur pluriel. Ce sera d'ailleurs le cas à la Guadeloupe et à la Martinique à peu près tout au long du XIX^e siècle : les premiers morphèmes de pluriel placés avant le nom, notés « cé » ou « sé » n'apparaissent vraiment qu'à la fin du XIX^e

siècle, et encore très peu systématiquement⁴⁷. Sur beaucoup d'autres points, il y a encore de nombreuses « indécisions » dans *Idylles* où par exemple le possessif peut être construit directement ou indirectement : les deux formes figurent encore très largement. Dans l'un des poèmes, à quelques lignes d'intervalle on a un « quior moi » qui succède à un « quior a moi ». Ce n'est donc encore que sur de tout petits points qu'un linguiste peut commencer à supposer de futures lignes de séparation.

En Martinique et Guadeloupe, il n'y a pas de véritable clivage entre les langues au XVIII^e siècle. Le « martiniquais » commencera à se dégager, à avoir des paradigmes un peu nets vers le milieu du XIX^e siècle : il est le premier des deux à faire son choix – en l'occurrence, à cette époque, de la construction directe du possessif. Si à la même époque, la forme avec « a » correspond à une certaine tendance en Guadeloupe (on a un peu plus de formes introduites par « a » que sans « a »), on trouve encore la construction directe chez Baudot qui écrit entre 1850 et 1870 (date de sa mort). Quant à l'apparition des variétés du déterminant caractéristique du martiniquais (*la/a/an/lan*, plus maintenant *ya/yan*), elle est beaucoup plus tardive. Il faut se reporter à des textes de la fin du XIX^e siècle pour les premiers exemples, et seulement encore en Haïti. Si l'on a des prémisses de l'opposition *la / a* par la mention qu'en fait J. Turiault dans sa grammaire, on n'en a pas beaucoup d'exemples. Chez Gilbert Gratiant même (qui publie ses *Fab' compè Zicaque* en 1953) si la répartition *a / la* est alors systématiquement faite dans les contextes déclenchants (après voyelle pour –a, après consonne pour –la), « an » et « lan » ne sont pas encore attestés, et c'est donc au cours du XX^e siècle bien avancé que les autres variantes contextuelles feront véritablement et systématiquement leur apparition.

Les XVII^e-XVIII^e siècles sont donc cette période pendant laquelle s'élabore profondément une langue indispensable à l'économie et à toute la vie sociale. On a besoin d'une langue permettant la communication la plus large, et si les fonctions de cette langue sont d'abord limitées, elles vont progressivement s'étendre. Il s'agit en premier lieu de :

- s'adresser aux esclaves : « parler suivant leur style » comme l'écrivent les missionnaires⁴⁸, et ceci pour toutes les nécessités de la vie quotidienne.

⁴⁷ On voit Jean Turiault, grammairien qui a laissé une « Etude sur le langage créole de la Martinique » (extrait du *Bulletin de la Société académique de Brest*, 2^e série, tome 1, 1873-1874, Brest, Impr. De J.B. Lefournier Aîné, 1874, pp. 401-516 ; 2^e série, t. 3, 1875-76, pp. 410-411) recourir parfois à un « pronom de reprise » au pluriel, pour marquer sans ambiguïté le nombre.

⁴⁸ Cf. ce que les lettres du P. Margat, dans *Lettres édifiantes et curieuses*, tome 7^e, pp. 241-243.

- intégrer les « nouveaux » venus dans une société où le fait d'être « Créole » est très apprécié. Être Créole, c'est avoir les manières du lieu, connaître les comportements, les habitudes, les modes de pensée indispensables pour vivre dans cette société... Il faut apprendre tout cela à ceux qui ne sont pas nés aux îles. Quelle que soit la couleur de la peau, il existe des solidarités « créoles ». On a évoqué le rôle des « candios », des cocottes, des affranchis, noirs ou « gens de couleur » cultivés qui font carrière, y compris en France : on rappellera les succès parisiens du Chevalier de St-Georges, fils d'une esclave.
- Enfin : se divertir, et même avoir certaines activités culturelles : des éléments d'une littérature en créole se développent. Au XIX^e siècle – et plus encore au XX^e siècle, de nouveaux genres verront le jour.

Progressivement, le créole devient clairement « marqueur d'identité » dans ces sociétés issues de l'esclavage. Les traits vraiment caractéristiques de chaque langue se développeront finalement dans la liberté, alors que tous les locuteurs auront accès à l'écriture, et plus seulement les blancs. Des marqueurs spécifiques se structureront, sans doute en lien avec les origines linguistiques diverses qui peuvent constituer une sorte de moule pour la relecture qui entraînera grammaticalisations et constitutions de paradigmes. De nouveaux systèmes linguistiques s'élaboreront. De « créoles » encore peu structurés, on passera à de véritables langues. Cette structuration des systèmes entraîne des choix – qui ne seront pas les mêmes partout – d'où ces langues maintenant en partie différentes que sont l'haïtien, le martiniquais et le guadeloupéen, qui naturellement continuent à diverger selon le poids des évolutions propres.

Conclusion

On a voulu souligner ici qu'il est important pour comprendre la vie des sociétés coloniales, de prendre en compte ce mélange des ethnies, l'importance relative de telle ou telle race (on note par exemple une certaine prédominance numérique des Congos dans les principales décennies de formation des langues créoles au XVIII^e siècle), les conditions de vie développées pour un fonctionnement plus favorables et plus rentables des habitations, les usages du terme « créol/créole » à l'origine, mais ceci nous renseigne fort peu, en réalité, sur la part des différentes langues dans la genèse des langues parlées par les « Créoles », blancs ou noirs. On sait que l'importance numérique n'est qu'un facteur parmi d'autres pour expliquer l'influence d'une langue sur un territoire, et ce n'est peut-être pas le facteur le

plus important. Quand on prend en compte les créoles de la Caraïbe, on constate certes une importance visible du « matériau » français, mais également des traces de diverses langues des esclaves dans les dénominations des *realia*. Pour ce qui relève du système grammatical de ces langues, fondamentalement nouvelles, c'est l'étude des textes anciens qui permet d'arriver à un certain modèle explicatif des développements de la grammaire des langues dans ce contexte social maintenant bien connu par les travaux des historiens⁴⁹.

Références bibliographiques

- Barbotin, Maurice, 1995 : *Dictionnaire du créole de Marie-Galante*, Hamburg Helmut Buske Verlag, « Kreolische Bibliothek », Band 15, 231 p.
- Bouton, Jacques, s.j. manuscrit : *Relation de l'établissement des français depuis l'an 1635 en l'île de la Martinique, l'une des Antilles de l'Amérique* (100 p. numérotées : cote GBro 191, Vanves, Archives de la compagnie de Jésus).
- Liliane Chauleau dans son *Histoire antillaise. La Martinique et la Guadeloupe du XVII^e siècle à la fin du XIX^e siècle*, Désormeaux, 1973, 319 p.
- Debien, Gabriel, 1974 : *Les esclaves aux Antilles françaises*, Société d'Histoire de la Guadeloupe – Société d'Histoire de la Martinique, Basse-Terre / Fort-de-France, 529 p.
- Descourtiz, Michel-Etienne, 1809 : *Voyages d'un naturaliste... à St-Domingue*, 3 tomes, Paris, Dufart, père, Libraire-Editeur [BNF P ANGRAND 854] : t. III : 476 p.
- Girod, François, 1972 : *La vie quotidienne de la société créole. Saint-Domingue au 18^e siècle*, Hachette, 1972, 238 p.
- Hazaël-Massieux, Marie-Christine, 2000 : « Des références textuelles pour l'étude de l'évolution grammaticale des créoles dans la zone américano-caraïbe et de leur utilité pour l'étude historique. La question du déterminant. », in *Etudes Créoles*, vol XXIII, n° 2, 2000, pp. 40-65
- Hazaël-Massieux, Marie-Christine, 2005a : « Théories de la genèse ou histoire des créoles : l'exemple du développement des créoles de la Caraïbe », in *La Linguistique* : vol. 41, fasc. 1/2005, pp. 19-40

⁴⁹ Cf. mon ouvrage à paraître. En attendant on trouvera déjà des indications significatives dans M.C. Hazaël-Massieux, 2000, 2005a et b, 2006.

- Hazaël-Massieux, Marie-Christine 2005b : « Les développements du créole aux XVIII^e-XIX^e siècles et jusqu'à nos jours dans les îles de la Caraïbe » in *Le Monde créole. Peuplement, sociétés et condition humaine. XVII^e-XX^e siècles, Mélanges offerts à Hubert Gerbeau, sous la direction de Jacques Weber, Les Indes savantes, Paris, 2005, pp. 179-194*
- Hazaël-Massieux, Marie-Christine, 2006 : « Using and interpreting historical texts to analyse the formation and development of creole languages » in *History, Society and Variation in Pidgin and Creole Languages*, Edited by Clancy Clements, Thomas A. Klingler, Deborah Piston-Hatlen and Kevin J. Rottet, Amsterdam, John Benjamins, "Creole Language Library" Volume 28, pp. 29-45
- Hazaël-Massieux, Marie-Christine, à paraître : *Textes anciens en créoles français de la Caraïbe (Histoire et analyse)*, Hamburg, Helmut Buske Verlag
- Jenson, Deborah, 2005 : « Polyphonie sociale dans la poésie créole de Saint-Domingue (Haïti) », in *Langue et identité narrative dans les littératures de l'ailleurs. Antilles, Réunion, Québec* de Marie-Christine Hazaël-Massieux et Michel Bertrand (éds), Publications de l'Université de Provence, coll. Langues et langage, pp. 171-196
- Labat, Jean-Baptiste, 1742 [rééd.1972] : *Nouveau voyage aux Isles de l'Amérique*, 4 tomes, Martinique, Fort-de-France, Editions des Horizons Caraïbes
- Lettres édifiantes et curieuses écrites des missions étrangères*, 1781, Nouvelle édition. Mémoires d'Amérique (en particulier le tome Septième), Paris, chez Mériqot le jeune, 1781 [BNF (H-16029) mais aussi aux Archives Jésuites, Vanves]
- Ludwig, Ralph, Montbrand, Danièle, Poulet, Hector et Telchid, Sylviane, 1990 : *Dictionnaire créole-français*, Servedit
- Moreau de Saint-Méry, [1797], Description de la partie française de l'isle de Saint-Domingue, Edition Maurel et Taillemite, Paris, 1958, 1565 p.
- Turiault, Jean, 1873-1876 : « Etude sur le langage créole de la Martinique » in *Bulletin de la Société académique de Brest*, 2^e série, tome 1, 1873-1874, Brest, Impr. De J.B. Lefournier Aîné, 1874, pp. 401-516 ; 2^e série, t. 3, 1875-76, pp. 410-411

„Triest und Gebiet“: Zur Sozialgeschichte der Sprachen.

Barbara CZERNILOFSKY, Wien

Der Versuch, in einer „Sozialgeschichte von Sprachen“ Aussagen über das Prestige und den kommunikativen Wert von Sprachen in ihrer historischen Veränderung zu treffen, ist ein ambitioniertes Projekt. Die so genannten externen Sprachgeschichten¹ blicken oft hauptsächlich auf Statusfragen, eine Vorgehensweise, die verständlich ist, da diese eben weitaus einfacher zu recherchieren und zu belegen sind. Unser Ziel, das Zusammenspiel von Sprachen in mehrsprachigen Gesellschaften bzw. von Sprachgruppen als Prozess der sich verändernden Kommunikation in Sprachen darzustellen, kann freilich mit dem Erscheinen der Beiträge in dieser Zeitschrift nicht erschöpfend erreicht sein, vielmehr möchten wir konzeptuelle Skizzen zu der Frage vorlegen, die als Schemen für mögliche Herangehensweisen dienen können.

In dem vorliegenden Beitrag möchte ich mich auf das Gebiet der heutigen Provinz Triest konzentrieren und insbesondere auf den Zeitraum vor dem Ende der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, das bekanntlich in der Region starken Einfluss auf die politische Situation und somit auch auf die gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse und die weitere Entwicklung genommen hat. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem Sprachenpaar Slowenisch und Italienisch, da sie einerseits die beiden Sprachgruppen sind, für die heute noch ein sich gegenseitig respektierendes Verhältnis tägliche Notwendigkeit ist und andererseits da im Zusammenspiel dieser beiden Gruppen die Konflikte gegen Ende der Habsburgermonarchie am offensichtlichsten werden, weil die Fragen nach Positionierungen und Machtverhältnissen virulent werden.

¹ Die Trennung in externe und interne Sprachgeschichte kann sicherlich methodisch gerechtfertigt sein, real bedingen sich die „beiden Geschichten“ jedoch gegenseitig, da interne Veränderungen von Sprache üblicherweise im Zuge von gesellschaftlichen Veränderungen vonstatten gehen, so wie umgekehrt die Gesellschaft auf interne Veränderungen reagiert.

Volkszählung und Bevölkerungsstatistik gegen Ende der Habsburgermonarchie

In neueren Studien wird immer wieder betont, wie heterogen die Bevölkerung der Hafen- und Industriestadt Triest am Vorabend des Ersten Weltkriegs war, als fast die Hälfte aller Einwohner nicht direkt aus Triest stammte: Neben alteingesessenen Triestiner*innen italienischer, slowenischer, serbischer, griechischer Herkunft lebten dort Zuwanderer aus den umliegenden slowenischen Dörfern, aus habsburgischen und italienischen Teilen Friauls, aus Krain und Istrien. Die jüdische Gemeinde war eine der bedeutendsten im italienischsprachigen Raum. Selbst die irredentistischen Italiener zerfielen noch einmal in Staatsangehörige der Donaumonarchie und sogenannte *regnicoli* („Reichsitaliener“). (Wörsdörfer 2004: 22f.)

Obwohl die Vielfalt an Sprachen in diesem Gebiet betont wird, finden sich relativ wenige Angaben über deren Performanz in der Gesellschaft oder in den Gesellschaften. Etwas einfacher ist es, etwas über die offiziell anerkannten Sprachen herauszufinden, da diese zumindest zum Teil erfasst wurden.

Die Volkszählungen in den Kronländern der österreichisch-ungarischen Monarchie erhoben beispielsweise die Umgangssprachen (– wie übrigens auch heute noch die österreichischen), – allerdings nur jene, die als Landessprachen anerkannt waren.² Nach der Nationalität der Bevölkerung wurde nicht gefragt. Das so genannte österreichische Küstenland umfasste die drei autonomen Kronländer Triest, Görz und Gradisca sowie Istrien. In diesen waren Italienisch, Slowenisch, Serbokroatisch und Deutschösterreichisch als Landessprachen anerkannt, nicht jedoch Friulanisch, das als dem Italienischen zugehörig betrachtet wurde (Brix 1982: 182), oder Griechisch. Die jüdische Gemeinschaft dürfte überwiegend Italienisch bzw. Venetisch gesprochen haben.³ In Triest und Umgebung („Triest und Gebiet“ genannt) wie auch in

² Die mögliche Sprachenangabe war auf neun landesübliche Sprachen (Deutsch, Böhmisches-Mährisches-Slowakisches, Polnisch, Ruthenisch, Slowenisch, Serbisch-Kroatisch, Italienisch-Ladinisch, Rumänisch, Magyarisch) und auf die Angabe nur einer Sprache beschränkt. Zu Beweggründen für diese Entscheidung und Auswirkungen, siehe Brix 1982: 110ff.

³ „La composizione etnica della comunità ebraica a Trieste fu caratterizzata [...] da una progressiva prevalenza dell'elemento italiano su quello di altra provenienza. Il fatto si

Görz bekamen die Volkszählungen jedoch zunehmend nationalistischen Charakter und wurden zu einem Element des Ausdrucks nationaler Spannungen. Betrachten wir die Entwicklung der Sprachangaben bei den Zählungen von Triest in den Jahren 1890, 1900 und 1910⁴:

	Deutsch	Slowenisch	Italienisch-Ladinisch	übrige	Serbisch-Kroatisch
1890	5,25	20,47	73,88	0,40	
1900	5,88	16,34	77,36	0,42	
1910 ⁵	5,08	19,41	74,44	0,32	0,75

Nach 1900 kann ein erwachendes Bewusstsein der slowenischen Seite über den national-politischen Sinn und die Verwendungsmöglichkeit der Zählergebnisse konstatiert werden. Beispielsweise wurde sowohl die Forderung nach einer slowenischen Volksschule in der Stadt Triest als auch jene nach slowenischen Predigten in der Umgebung von Triest vom Magistrat der Stadt unter Berufung auf die Volkszählungsergebnisse abgelehnt, was zunehmend zu Protesten und Gegenmaßnahmen slowenischer Vereine, insbesondere der Partei *Edinost* führte.

Der italienische Charakter war in der Stadt Triest selbst beherrschend – in den umliegenden Gemeinden war jedoch (damals wie heute) der slowenischsprachige Anteil der Bevölkerung beträchtlich –, was einerseits die Umfrageergebnisse vorerst zugunsten des italienischen Elements beeinflussen konnte, andererseits dazu führte, dass die zunehmenden Proteste von slowenischer und kroatischer Seite in den zentralen Stellen, entweder bei der Statthaltereirei oder direkt in Wien, eingebracht wurden und nicht beim italienisch-freundlichen Magistrat selbst. Obwohl ansonsten eine Bevorzugung der italienischen Volksgruppe gegenüber den slawischen durch die zentralen Stellen feststellbar war, führten die Proteste bei den Zählungen von 1900 und von 1910 jeweils zu Kontrollen und neuerlichen Zählungen durch die Statthaltereirei. Die dabei zu Tage kommenden Unregelmäßigkeiten waren offensichtlich zu eklatant, um sie ignorieren zu können. Dazu gehörten die Weigerung des Magistrats, slowenischsprachige Drucksorten auszufolgen und – passend – die Zurückweisung von in slowenischer Sprache ausgefüllten Formularen durch italienische Hauseigentümer wie auch durch den Magistrat selbst. Feh-

deve all'immigrazione dai territori della repubblica di Venezia, di ebrei, in conseguenza delle misure prese dal Senato veneto nei loro confronti dopo il 1775." (Cervani 1984: 19)

⁴ Der gesamte Abschnitt – wo nicht anders angegeben - nach Brix 1982: 182-202, passim.

⁵ Magistratische Zählung.

lende Sprachkenntnisse der Volkszählungskommissäre sind hier genauso zu nennen, wie das eigenmächtige Ausfüllen der Formulare, ohne dass die Betroffenen gefragt wurden.

Insbesondere aussagekräftig sowohl für das erwachende Bewusstsein der slowenischsprachigen Bevölkerung als auch für den Betrug des Triester Magistrats zugunsten des italienischen Elements sind hier – wie die Tabelle zeigt – die Volkszählung von 1910 und das Kontrollverfahren im Anschluss daran, das aufgrund der verschiedenen Proteste von slowenischer Seite durchgeführt werden musste.

	Deutsch	Slowenisch	Italienisch-Ladinisch	übrige	Serbisch-Kroatisch
1910 ⁶	6,21	29,81	62,31	1,67	

Aus all den angeführten nationalen Manipulationen ergab sich nach der Zählung der Statthalterei die Streichung der italienischen Umgangssprache bei 23.156 Personen (ohne Militär). Davon entfielen 19.863 Fälle auf Änderungen der italienischen Umgangssprache in slowenisch, 2.197 Fälle auf Änderungen in deutsch und 981 Fälle auf Änderungen in die serbisch-kroatische Sprache. (Brix 1982: 199)

Allerdings wurden die Ergebnisse dieser Kontrolle nicht veröffentlicht, da das „[...] die nazionale Empfindlichkeit beider Parteien neuerdings aufs heftigste irritieren und unzweckmässige die Tätigkeit der Landtage eventuell schlecht beeinflussende Reibungen provozieren [könne]“.⁷

Trotzdem wird angenommen, dass die korrigierten Zahlen eine verlässliche Grundlage für die „sprachlich-nationalen Verhältnisse“ (ebd.) der Zeit bieten, allerdings unter weitgehender außer Achtlassung der anderen Sprachen und Bevölkerungsgruppen, die in Triest und Umgebung lebten. Der Anteil der deutschsprachigen Bevölkerung, die am Vorabend des ersten Weltkriegs als „deutschösterreichische Führungsschicht eine geschlossene sozio-ökonomische Elite“ (Cattaruzza 1995) bildete, war zu gering, um den italienisch-slowenischen Gegensatz ausschlaggebend zu beeinflussen. Der italo-slawische

⁶ Korrigierte Zahlen nach der Durchführung der Überprüfung durch die Statthalterei (Einheit für die Verwaltung, die die drei Kronländer zusammengefasst hatte).

⁷ AVA, Innenministerium Fasz. 2095, Akt Nr. 2929/1912. Bericht des Statthalters in Triest an das Innenministerium vom 21.1.1912, Z. IX-247/647-09, zitiert nach Brix 1982: 201.

Konflikt, nach Vivante (1912)⁸ „der einzig wirkliche ethnische Konflikt“, in dem Gebiet wurde wohl durch die Bevorzugung des italienischen Elements durch die Zentralstellen in Wien üblicherweise noch geschürt. Auch wenn sich diese Bevorzugung aus der Reaktion Wiens zu den Unregelmäßigkeiten bei den Volkszählungen nicht ablesen lässt, wird sie beispielsweise aus dem herablassenden Ton des oben zitierten Berichts des Statthalters in Triest deutlich. Klar wurde, dass die Volkszählungen, obwohl sie die Frage nach der Nationalität vermieden, in Triest (und auch Görz) zunehmend zu einem klaren Instrument der nationalen Positionierung wurden.

Tra gli sloveni, le classi di età più giovani presentavano una chiara tendenza al mantenimento della propria identità nazionale. La revisione del censimento del 1910 aveva dimostrato che anche sloveni “poco militanti” dal punto di vista nazionale erano ora disposti a dichiararsi tali. (Cattaruzza 1995: 163)

Vor 1900 hingegen hatte der slowenische Bevölkerungsanteil kontinuierlich abgenommen, während der italienische stetig angestiegen war. Für das gesamte Küstenland belaufen sich die Zahlen zwischen 1865 und 1900 auf fast 10% Abnahme des slowenischen Anteils bei einer gleichzeitigen Zunahme von fast 15% des italienischen Anteils. Dies lässt sich nur mit der starken Bereitwilligkeit zur Assimilierung der eingewanderten Slowenen aus landwirtschaftlich geprägten Traditionen in ein städtisches – italienisch geprägtes – Umfeld erklären. (Cattaruzza 1995: 127) Zwischen 1900 und 1918 entwickelte sich jedoch in Triest selbst ein städtisches slowenisches Bürgertum, das Ausdruck fand in einem slowenischen Theater, in Literaturzirkeln, in einer slowenischen Gastronomie mit einem großen Hotel und zahlreichen Kaffeehäusern, in einer Zeitschrift, in einer Bank, in Buchhandlungen, in Vereinen, Clubs und Zusammenschlüssen sowie in slowenischen Schulen (ebd.: 120).

Zur Schule und den Schulvereinen

In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ist auch über die Gründung von Schulvereinen auf ein verstärktes Wahrnehmen der Notwendigkeit, in den „eigenen Sprachen“ auszubilden, um die Bevölkerung über die Schule sprach-

⁸ Angelo Vivante, 1912. *Irredentismo adriatico*. Zitiert nach Wörsdörfer 2004: 13. Eine genaue Analyse der Darstellungen Vivantes findet sich in Millo 1998.

lich und kulturell ideologisch zu formen, zu schließen. Dieser Prozess nahm innerhalb der Monarchie in den italienisch-deutschsprachigen Grenzgebieten, insbesondere in Tirol, seinen Ausgang. In der historischen Abfolge als erster wurde 1881 der *Deutsche Schulverein* ins Leben gerufen. Dieser hatte starken Erfolg. Innerhalb von sechs Monaten hatte er 22.000 Mitglieder und wurde über Spenden von diesen ausreichend unterstützt. Der Erfolg wird damit erklärt, dass sich die Deutschsprachigen (Liberalen) nicht mehr sicher fühlten. Bis 1879 waren alle deutschen Liberalen aus der Wiener Regierung ausgetreten. Ersetzt wurden sie durch slawische Politiker, die sich mit deutsch-klerikalen Kreisen verbündeten. Ein ähnlicher Verein *Comité zur Unterstützung der deutschen Schule in Welschtirol* (gegründet 1867) hatte wenig Resonanz gefunden. (vgl. Zaffi 1998: 258ff.) Der große Erfolg des DSV führte im Trentino 1885 zur Gründung des Vereins *Pro Patria*, „dessen Statuten erklärtermaßen eine einfache Übersetzung derjenigen des DSV darstellten, und buchstäblich die gleichen Ziele festschrieben“ (Zaffi 1998: 272). Im Trentino und in Tirol führte der propagandistische Ton, in dem die beiden Vereine agierten, zu einer stetigen Verschlechterung der Beziehungen zwischen den beiden Volksgruppen.

Vorerst ganz anders war die Situation im Küstenland, wo die Zahl der Deutschsprachigen mit festem Wohnsitz eben gering war.

Obwohl es hin und wieder zu vereinzelt publizistischen Polemiken zwischen Italienern und Deutschen kam, die allerdings folgenlos blieben, sah der DSV in diesem Gebiet erklärtermaßen in der italienischen Volksgruppe eher einen potentiellen Verbündeten bei der gemeinsamen Abwehr der Slowenen. In der Tat waren die beiden weiter entwickelten Nationen [...] gleichermaßen daran interessiert, daß sich an der untergeordneten sozialen, wirtschaftlichen und politischen Stellung der Slowenen im Küstenland nichts änderte. Ohne die Mithilfe der Italiener oder gar in direkter Konfrontation gegen diese konnten die Deutschen dieses Ziel bestimmt nicht erreichen.“ (Zaffi 1998: 262)

Daher beschränkte sich die Aufgabe des DSV in Triest und Görz darauf, die deutschen Kolonien besser abzusichern. Bereits 1882 gelang es, in Triest einen Kindergarten deutscher Sprache zu eröffnen, der größtenteils vom DSV finanziert wurde. (Zaffi 1998: 267)

Was die öffentlichen Schulen betrifft, oblag es der Landesschulbehörde, die Schulsprache zu bestimmen. Üblicherweise waren im Küstenland die Staatsschulen deutschsprachig, die Gemeindeschulen italienisch oder slowe-

nischsprachig, auch gemischtsprachige Schulen wurden immer wieder behördlich zugelassen.

Für die Jahre 1871 und 1881 wird für Triest der Bestand der staatlichen Volksschulen mit 69 bzw. 52 angegeben, deutschsprachig waren davon jeweils drei. 1910 gab es 48 öffentliche Volksschulen, vier davon mit deutscher Unterrichtssprache, und 19 Privatvolksschulen. Die Zahl der öffentlichen italienischsprachigen Volksschulen fiel von 1871 bis 1881 von 47 auf 35, jene der slowenisch-kroatischen von 19 auf 9. Dafür gab es 1881 in Triest fünf gemischtsprachige Schulen.⁹ 1910 war der Bestand der italienischen Schulen auf 32 abgesunken, jener der slowenischen auf 12 wieder gestiegen. Kroatische öffentliche Volksschulen gab es in dem Jahr nicht mehr.

In den zwölf slowenischen Schulen in Triest war Italienisch obligatorischer Lehrgegenstand oder Freigegegenstand, in zweien Deutsch Freigegegenstand. In den vier deutschsprachigen Schulen wurden sowohl Italienisch als auch Slowenisch als Freigegegenstände angeboten. In einunddreißig italienischen Schulen war Deutsch, aber lediglich in einer Slowenisch Freigegegenstand. (Allmann 1988: 36ff.)

Der Verein *Pro Patria* wurde nach fünfjährigem Bestehen von den österreichischen Behörden aufgelöst. Ihm folgte die 1891 gegründete *Lega nazionale* nach, die sich die Förderung der italienische Sprache sowie den Erhalt der italienischsprachigen Volksschulen insbesondere in den gemischtsprachigen Gebieten an den Sprachgrenzen vornahm. (De Rosa 2000: 7) Vor Ausbruch des ersten Weltkriegs unterhielt die *Lega* an die 100 Volksschulen und Kindergärten, von denen die meisten im Küstenland funktionierten (Wörsdörfer 2004: 162).

1884 wurde auch der slowenische Verein *Družba sv. Cirila in Metoda* (CMD) gegründet, der unter anderem aktiv darin war, Kindergärten und Schulen dort zu gründen, wo die kulturelle Offensive der *Italianità* und des Deutschtums besonders zu spüren war. Wörsdörfer (2004: 196) gibt an, dass die Vereinigung auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung neun Grundschulen und 26 Kindergärten betrieb, allerdings im gesamten betroffenen Gebiet.

⁹ Das Gemeindelexikon von 1906 gibt auf Basis der Volkszählungsdaten von 1900 an, dass es in Triest und Gebiet 50 öffentliche Volksschulen gab, 34 davon in der Stadt selbst, den Rest in den Umlandgemeinden. Allerdings findet sich hier keine Angabe zur sprachlichen Zugehörigkeit der Schulen. (*Gemeindelexikon der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder*. Bearbeitet auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900. Hrsg. von der K.K. statistischen Zentralkommission. VII. Österreichisch-illyrisches Küstenland (Triest, Görz und Gradiska, Istrien). Wien 1906. Druck und Verlag der K. K. Hof- und Staatsdruckerei, 96.)

Darüber hinaus wurden sowohl private als auch staatliche Bildungseinrichtungen gefördert (ebd.). Es ist nicht klar, an wie vielen slowenischen Schulen die CMD beteiligt war, die erste eigene in Triest eröffnete sie 1888 in einem Triestiner Arbeiterviertel, diese konnte 1995 bereits in eine Mädchen- und eine Burschensektion aufgeteilt werden. Die zweite wurde ebenfalls im Arbeiterviertel (San Giacomo) eröffnet, jedoch erst 1919. Sie blieb bis zur Schließung durch die Faschisten im Jahr 1930 aktiv. Zahlenmäßig waren die slowenischen Schulen nicht besonders stark, allerdings

[...] bauten [die Schulen] nicht nur die Nation, sie waren die Nation; sie rekonstruierten in einer zähen Kleinarbeit die Kultur Dantes oder das Reich der Herrscher Lazar und Tomislav, wie sie vor der Entweihung der Siedlungsgebiete oder vor der Errichtung des „österreichischen Völkerkerkers“ schon einmal bestanden hatten. Gewiss diente dies auch der Bekämpfung des Analphabetismus, aber der Geist, der in den Schulen herrschte, war von nationaler Intoleranz durchdrungen. Hier wurden „Affektspeicher über die Jahre hinweg gefüllt“, wurde „eine zuverlässige Gefühlsautomatik installiert“ (Hans-Ulrich Wehler), die später durch andere Sozialisationsinstanzen aufrechterhalten wurde und jederzeit abrufbar war. (Wörsdörfer 2004: 214)

Zahlenmäßig entwickelte sich vor dem ersten Weltkrieg die triestinische Schule insgesamt sehr stark, da die wirtschaftliche Entwicklung rasant war. Die öffentlichen Schulen waren – egal in welcher Sprache sie unterrichteten – österreichische Schulen und funktionierten nach dem österreichischen System. Noch 1923 wurden die positiven Aspekte der Schule im kulturellen und philosophischen Bereich, sowie im Interesse an technischen und wissenschaftlichen Fragestellungen, aber auch im Bereich der Ausbildung der Pädagogen hervorgehoben (Ferretti 1923, zitiert nach Guagnini 2002: 979). Nichtsdestotrotz schaffte der Faschismus in der Gestalt des Unterrichtsministers Gentile viele dieser positiven Aspekte ab, um die triestiner Schule zu einer italienischen Schule umzuformen. Bekanntlich geht von Beginn der faschistischen Zeit an die Freiheit der Wahl der Sprache verloren und insbesondere die slowenischen Schulen waren zunehmend Restriktionen ausgesetzt. 1925 mündet das im generellen Verbot des Slowenischen als Unterrichtssprache. (Guagnini 2002: 979) Die massive Italianisierungspolitik des Faschismus führte jedoch nicht nur zum Verbot des Slowenischen als Unterrichtssprache, sondern auch zum Verbot des öffentlichen Gebrauchs der slowenischen Sprache, der slowenischsprachigen Presse, der Vereine und der

kulturellen Einrichtungen. Die „Gefühlsautomatik“ konnte sich weiter entfalten, die „gefüllten Affektspeicher“ sind letztendlich übergegangen, die Folgen spüren wir noch heute. Folgendes Zitat veranschaulicht das und bedarf keines weiteren Kommentars.

Man hatte schon in der Jugend alle Illusionen aus unserem Bewusstsein verbannt und uns darauf getrimmt, nur noch radikaleres, apokalyptisches Unheil zu erwarten. Wer schon als kleiner Schüler an der Bestürzung der unterdrückten Volksgemeinschaft teilhatte, die 1920 ohnmächtig zusehen musste, wie ihr Theater im Zentrum der Stadt Triest von den Flammen zerstört wurde, dem wurde jede Zukunftsvision für immer zerstört. Der blutrote Himmel über dem Hafen, die entfesselten Männer, die das imposante Gebäude mit Benzin übergossen hatten und anschließend um die gewaltige Brandstätte herumtanzten – all das hat sich im Geist des Knaben eingepreßt und ihn traumatisiert. Und das war nur der Anfang gewesen, denn später wurde aus dem Knaben ein Schuldiger, ohne dass er gewusst hätte, gegen wen oder was er gesündigt haben sollte. Er konnte nicht begreifen, dass man ihn wegen der Sprache verurteilte, in der er seine Eltern liebte und die Welt zu entdecken begann. (Pahor 2001: 28)

Und seitdem? 1945-2007

Die Provinz Triest mit ihren nur sechs Gemeinden ist Teil der autonomen Region Friaul-Julisch Venetien. Triest selbst als Hauptstadt der Region hat heute rund 208.000 Einwohner/innen, die umliegenden Orte insgesamt ca. 30.000. Alle Gemeinden werden als Orte mit slowenischsprachigem Bevölkerungsanteil geführt.¹⁰ Diese Deklaration als Gemeinde mit Minderheitenanteil ergibt sich aus dem Gesetz zum Schutz der historischen Minderheiten, kurz als *legge 482/1999* bezeichnet, welches in seinem Artikel 3.1 den territorialen Aspekt festschreibt.

La delimitazione dell'ambito territoriale e subcomunale in cui si applicano le disposizioni di tutela delle minoranze linguistiche storiche previste dalla presente legge, è adottata dal consiglio provinciale, sentiti i comuni interessati, su richiesta di almeno il quindici per cento dei

¹⁰ Cf. SISTAN Sistema statistico nazionale. "Regione in cifre 2007", in: www.regione.fvg.it [15.9.2007].

cittadini iscritti nelle liste elettorali e residenti nei comuni stessi, ovvero di un terzo dei consiglieri comunali dei medesimi comuni.¹¹

Von den rund 20.000 schulpflichtigen Kindern der Provinz Triest besuchten im Schuljahr 2006/07 etwas über 1.550 einen staatlichen Kindergarten oder eine staatliche Schule (Grundschule oder Mittelschule *scuole secondarie I grado*) mit slowenischer Unterrichtssprache. Im Schuljahr 2006/07 wurden zudem auf Basis des Gesetzes 482/1999 elf Schulprojekte für das Slowenische gestartet, im Schuljahr 2005/06 waren es acht, ein Jahr zuvor erst vier.

Den heute zumindest wahrnehmbaren gesetzlichen Bestimmungen in diesem Bereich gingen Jahrzehnte voraus, während derer der Minderheitenschutz zwar prinzipiell im Autonomiestatut festgeschrieben war, sich jedoch in der praktischen Umsetzung von Ungleichheiten oder Hürden geprägt sah.¹² Das Statut ist als Folge der Grenzstreitigkeiten nach dem 2. Weltkrieg zu sehen, Streitigkeiten, die auf die lange Vorgeschichte zurückgehen.

Die nach dem ersten Weltkrieg im Vertrag von Rapallo 1920 festgelegte neue Grenzziehung sprach Italien die Städte Triest und Görz mit ihrem gesamten Hinterland zu, ein Gebiet, das weit in das Territorium der heutigen Republik Slowenien hineinreichte. Weiters fiel das im Dreiländereck mit Österreich und dem damaligen Jugoslawien liegende Kanaltal an Italien. Nach Beendigung des zweiten Weltkrieges kam es neuerlich zu einer veränderten Grenzziehung. Große Teile des Hinterlands von Triest und Görz fielen an Jugoslawien, die Stadt Görz wurde in der Friedenskonferenz 1947 Italien zugesprochen, Triest mit seinen nahen umliegenden Gebieten zum freien, jedoch von englischem und amerikanischem Militär verwalteten, Territorium erklärt. Der Londoner Vertrag 1954 stellte das so genannte Freie Territorium Triest teils unter italienische teils unter jugoslawische Verwaltung, erst der Vertrag von Osimo 1975 fixierte diese bis heute gültige Grenzziehung.

Aus der Zeit dieser andauernden Grenzverhandlungen datieren auch die ersten vertraglichen Bestimmungen zum Schutz der slowenischen Minderheit in den Gebieten von Görz und Triest, die allerdings die slowenischsprachigen Gebiete in der heutigen Provinz Udine außen vor ließen. Das Autonomiestatut der Region Friaul-Julisch Venetien ist als Folge der unklaren Grenzen

¹¹ *Legge 15 dicembre 1999, n. 482*. „Norme in materia di tutela delle minoranze linguistiche storiche“, in: G.U. del 20.12.1999. Text z.B. abrufbar unter: www.uniud.it/cip. Ähnlich formuliert wird das in dem Gesetz 38/2001, Artikel 4, zum Schutz der slowenischen Minderheit in der Region, (ebd.).

¹² Als autochthone Gruppen explizit anerkannt sind heute in der Region neben der slowenischen die friulanische und die deutsche Sprachgruppe.

zwischen Italien und Jugoslawien zu sehen, da der Anhang des Londoner Memorandums von 1954 einen Text zum späteren Spezialstatut enthält. Die Prämisse garantiert die Einhaltung der Grundrechte durch die Regierungen in den Zonen, die aufgrund des Memorandums unter Verwaltung eben dieser Regierungen gestellt wurden.¹³ Das eigentliche Sonderstatut der Region trat erst mit dem Verfassungsgesetz Nr. 1 vom 31. Jänner 1963 in Kraft und ist in der italienischen Verfassung im Artikel 138 verankert. In dem Text werden die einzelnen Minderheitengruppen nicht explizit genannt, vorhanden ist aber ein allgemein formulierender Schutzparagraph (Artikel 3) zum Erhalt der Gleichheit der Bürger, egal welcher Sprachgruppe sie angehören. Die slowenischen Schulen in den Provinzen Triest und Görz, die vom faschistischen Regime geschlossen worden waren, bekamen 1961 ihre rechtliche Grundlage zurück (Gesetz n° 1012/19.7.1961), als slowenischsprachige Schulen mit italienischem Lehrplan wurden sie 1973 institutionalisiert (Gesetz Belci-Skerk n° 932/22.12.1973).¹⁴

Abschließend

Vor dem ersten Weltkrieg waren sowohl Italienisch als auch Slowenisch in dem Gebiet zwar in den meisten kommunikativen Funktionen der Gesellschaft(en) vorhanden, Italienisch stellte aber die Kommunikationssprache sowohl der Mehrheit der Arbeiterklasse als auch der ökonomischen Elite dar und funktionierte zudem als *lingua franca* zwischen den anderen Bevölkerungsgruppen. Dies hat auch zur politischen Bevorzugung der italienischen Gruppe beigetragen bzw. sie in dieser Rolle vorerst immer wieder bestätigt. Das Aufholen der Slowenen in den vermeintlich fortschrittlichen gesellschaftlichen Bereichen, das zunehmende slowenische Selbstbewusstsein, als Gruppe aufzutreten und zu dieser zu stehen sowie das Vordringen der Slowenen in die bürgerlichen Schichten der Gesellschaft wurden sowohl vom italienischen Bürgertum als auch von der deutschsprachigen Elite als Bedrohung wahrgenommen. Obwohl oder gerade weil eine gegenseitige Durchdringung verschiedener Arbeits- und Alltagswelten stattgefunden hatte, trat der Konflikt zwischen den beiden Sprachgruppen immer deutlicher hervor. Im Moment

¹³ Textauszüge in Stranj 1992, Anhang, 239-247. In diesem Text sowie im Vertrag von Osimo werden die Bezeichnungen *gruppo etnico italiano* und *gruppo etnico jugoslavo* verwendet.

¹⁴ Cf.: Czernilofsky 2001, wo sich eine etwas ausführlichere Darstellung sowohl der historischen als auch der Entwicklung der gesetzlichen Situation findet.

der größten Spannung konnte sich das nur in umfassender gegenseitiger Ausgrenzung entladen.

Literatur

- Allmann, Barbara, 1988. *Der Deutsche Schulverein in Kärnten, Görz und Triest vor dem Hintergrund der österreichischen Schulpolitik und im Spannungsfeld nationaler Differenzierung 1880 – 1914*. Diplomarbeit Universität Wien: Wien.
- Ara, Angelo, 1987. *Fra Austria e Italia*. Dalle Cinque Giornate alla questione alto-atesina. Udine: Del Bianco. [Civiltà del Risorgimento 23]
- Ara, Angelo / Kolb, Eberhard, (Hg.), 1998. *Grenzregionen im Zeitalter der Nationalismen: Elsaß-Lothringen / Trient-Triest, 1870-1914*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Blasina, Paolo, 1998. „Die Kirche und die nationale Frage in den adriatischen Gebieten 1870-1914“, in: Ara / Kolb, (Hg.), 177-199.
- Brix, Emil, 1982. *Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation*. Die Sprachenstatistik in den zisleithanischen Volkszählungen 1880 bis 1910. Graz: Hermann Böhlaus Nachf.
- Cattaruzza, Marina, 1995. *Trieste nell'ottocento*. Le trasformazioni di una società civile. Udine: Del Bianco. [Civiltà del Risorgimento 38]
- Cervani, Giulio, 1984. „Gli ebrei a Trieste nella seconda metà del settecento“, in: Zorattini, Pier Cesare Ioly, (a cura di), 1984. *Gli ebrei a Gorizia e a Trieste tra "Ancien Régime" ed emancipazione*. Atti del convegno Gorizia, 13 giugno 1983, 13-28.
- Czernilofsky, Barbara, 2001. „Die slowenische Sprachgruppe in der Region Friaul-Julisch Venetien – gegenseitige Einflußnahme von Grenz- und Sprachenpolitik“, in: *Europa Ethnica* 3/4, 172-196.
- Della Venezia Sala, L., 1968. „La scuola triestina dall’Austria all’Italia“, in: Cervani, Giulio, (a cura di), 1968. *Il movimento nazionale a Trieste nella prima guerra mondiale*. Udine: del Bianco, 79-156.
- De Marchi, Bruna / Del Zotto, Mauro / Sussi, Emidio, 1991. *La comunità etnica slovena residente nelle province di Gorizia e di Trieste*. Indagine svolta dall’Istituto di Sociologia Internazionale di Gorizia – I.S.I.G. per conto della Regione Friuli-Venezia Giulia nel quadro del progetto, promosso dalla Comunità di lavoro Alpe Adria, sulle minoranze delle Regioni componenti la Comunità. Trieste: Direzione regionale dell’istruzione, cultura, formazione professionale della Regione Autonoma Friuli -Venezia Giulia.

- De Rosa, Diana, 2000. *Gocce di inchiostro*. Gli asili, scuole, ricreatori doposcuola della Lega Nazionale. Sezione adriatica. Udine: Del Bianco. [Civiltà del Risorgimento 62]
- Filipuzzi, Angelo, 1988. *Trieste e gli Asburgo*. Meditazioni fuori tempo di un mitteleuropeo italiano. Udine: Del Bianco. [Civiltà del Risorgimento 24]
- Guagnini, Elvio, 2002. "Trieste: ponte tra culture / postazione di confine", in: Finzi / Magris / Miccoli, (a cura di), 943-1019.
- Finzi, Roberto / Magris, Claudio / Miccoli, Giovanni, (a cura di), 2002. *Storia d'Italia*. Le regioni dall'Unità a oggi. Il Friuli-Venezia Giulia. 2 tomi. Torino: Einaudi.
- Istituto per la storia del risorgimento italiano, (a cura di), 1958. *Italia del risorgimento e mondo danubiano-balcanico*. Udine: Del Bianco.
- Jogan, Igor, 1991. *Territorio e etnia*. La questione degli sloveni nella politica urbanistica del Friuli-Venezia Giulia. Milano: Franco Angeli.
- Millo, Anna, 1998. *Storia di una borghesia*. La famiglia Vivante a Trieste dall'emporio alla guerra mondiale. Gorizia: Libreria Editrice Goriziana.
- Pahor, Boris, 2001. *Nekropolis*. Berlin: Berlin Verlag. [Slowenisches Original 1967]
- Ruttar, Riccardo, 1999. *I diplomati della Slavia*. La situazione demografica. Ricerca sui diplomati. Cividale del Friuli: SLORI.
- Stranj, Pavel 1992. *The Submerged Community*. An A to Ž of the Slovenes in Italy. Trieste: Ed. Stampa triestina / SLORI.
- Wörsdörfer, Rolf, 2004. *Krisenherd Adria*. Konstruktion und Artikulation des Nationalen im italienisch-jugoslawischen Grenzraum. Paderborn: Schöningh.
- Zaffi, Davide, 1998. „Die deutschen Schutzvereine in Tirol und im Küstenland“, in: Ara / Kolb, (Hg.), 257-284.

Spanien in Afrika Sozialgeschichte der Sprachen von Melilla/Tamilit

Max DOPPELBAUER, Wien

1. Einleitung

Die autonome Stadt Melilla, *Ciudad Autónoma de Melilla*, hat ca. 60 000 – 70 000 Einwohner, liegt am afrikanischen Kontinent und ist auf (spanischer) verfassungsrechtlicher Ebene ein Teil Spaniens. Für das offizielle Marokko ist es jedoch auch ein Teil des eigenen Landes, der noch nicht dekolonisiert wurde; es wird als besetzte Stadt betrachtet. Melilla befindet sich auf mehreren Ebenen in einem Spannungsfeld, nicht nur zwischen Spanien und Marokko, auch zwischen Europa und Afrika oder zwischen dem Islam und dem Christentum, aber auch zwischen Reichtum und Armut (und den dadurch verursachten Migrationen).

Vor diesem Hintergrund wird heute von spanischer Seite stets die „españolidad“ Melillas hervorgehoben. Als im September 2007 vom offiziellen Melilla der 510. Jahrestag der Eroberung der Stadt durch die Spanier feierlich begangen wurde, titelte die Stadtzeitung „Melilla Hoy“: *Melilla, 510 años de españolidad*, um in einer anderen Schlagzeile zu behaupten: *Melilla, española siempre*, wobei ein Historiker zitiert wurde, der Verbindungen des römischen Rusaddir zur Hispania nachgewiesen haben wollte. Eine weitere Schlagzeile aus derselben Zeitung verkündete gar: *Melilla ciudad púnica, fenicia y romana antes de su conquista española en 1497* (sic!)¹, als wäre die Stadt direkt von römischem in spanischen Besitz übergegangen. Es ist unübersehbar, dass Melilla ein Problem hat, gerade weil mit solcher Vehemenz ein spanisches Melilla verteidigt wird. Auch in anderen multikulturellen Gesellschaften schwelen Konflikte, wer nun eigentlich die „erste“ Kultur an einem bestimmten Ort gewesen sei, ich erinnere an dieser Stelle an Siebenbürgen/Transsilvania/Erdély, wo sich Ungarn und Rumänen auf pseudo-wissenschaftlichem Niveau dar-

¹ Alle zitierten Schlagzeilen aus www.melillahoy.es vom 17. und 18. 10. 2007

über streiten, wer nun der Erste in diesem schönen Landstrich gewesen sei², um damit Besitzansprüche zu stellen oder zu verteidigen.

In Melilla stehen sich heute zwei Sprachen (oder Sprechergruppen) gegenüber, nämlich Kastilisch und Tamazight. Beide unterscheiden sich grundlegend in Status und gesellschaftlichem Prestige. Obwohl es keine Zählungen der Sprecherzahlen gibt, hört man immer wieder von Schätzungen, dass sich beide Sprachgruppen ca. die Waage halten sollen. Angeblich haben schon mehr als 50% der Schüler als Muttersprache nicht das Kastilische. Sieht man sich aber die Wahlergebnisse des vergangenen 27. Mai 2007 an, so hat die *Coalición por Melilla* (CpM), die die Anliegen der tamazightsprachigen Gruppe der Imazighen vertritt, nur 21,74% der abgegebenen Wählerstimmen erreicht, und ist daher die nächsten vier Jahre mit fünf Mandaten im 25-sitzigen Stadtsenat vertreten. Da nun Tamazightsprecher natürlich auch den *Partido Popular* (PP, 15 Mandate), den *Partido Socialista Obrero Español* (PSOE, 5 Mandate) oder auch gar niemanden wählen konnten, schätzen wir vorsichtig, dass die Sprecherzahl des Tamazight wahrscheinlich zwischen 25% und 50% der Einwohner Melillas liegen wird.

Wir wollen uns im Folgenden die Sozialgeschichte dieser zwei Sprachen in *Melilla* oder *Tamlilt*, so wie die Stadt in Tamazight genannt wird, im Detail ansehen.

2. Rusaddir – Malila – Maliliyya – Melilla – Melilla/Tamlilt?

Zu Beginn sei kurz die Vorgeschichte erwähnt. Das antike Rusaddir wurde wahrscheinlich von den Phöniziern zwischen dem 6. und 4. Jahrhundert v. Chr. gegründet; diese sprachen eine semitische Sprache. Archäologische Funde beweisen aber eine schon viel ältere Siedlungsgeschichte. Die Bedeutung des Namens Rusaddir ist nicht vollständig geklärt, die Silbe *Rus-* steht für das Kap, an dem sich die Stadt befindet. (López Pardo 2005: 167ff.)

Als Teil Karthagos fiel Rusaddir nach dem Dritten Punischen Krieg an das Römische Imperium. Nach dem 3. Jahrhundert n. Chr. verlieren sich dann die geschichtlichen Spuren. Es ist wahrscheinlich, dass Rusaddir als mediterraner Handelsplatz weiter existierte (Fernández Uriel 2005: 249), aber erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts erwähnt der Geograph Al Yakubi eine Siedlung namens Malila, „die Weiße“, in dieser Gegend, die wahr-

² Hierzu sein nur ein besonders krasses Beispiel erwähnt: *Magyar Hírlap*, eine angesehene ungarische Zeitung brachte zu diesem Thema am 22. Februar 1996 einen Artikel mit dem Titel *Ádám és Éva is román* (Auch Adam und Eva sind Rumänen).

scheinlich von Imazighen bevölkert wurde, die seit dem 8. Jahrhundert dieses Territorium bewohnten (Navarro Luengo et al. 2005: 255).

Ab dem 10. Jahrhundert nehmen die afrikanischen Mittelmeerhäfen einen Aufschwung wegen des verstärkten Handelsaufkommens mit Al Andalus, den neuen Königreichen auf der Iberischen Halbinsel. Der Handel mit Lebensmitteln, insbesondere Getreide und Vieh, sind für das mittelalterliche Malila überliefert. Irgendwann im 10. Jahrhundert wurde dann Malila ins Kalifat von Córdoba integriert, ob freiwillig oder durch Kriegshandlungen ist unbekannt (Gonzalbes Cravioto 2005: 272).

Unter den Almoraviden gewann Malila etwas an Bedeutung, für das 11. Jahrhundert werden zwischen 45 000 und 50 000 Einwohner geschätzt (ibid.: 279).

Aus dem Jahr 1141 ist dann folgende Nachricht überliefert: „se deshizo la península de Malila“ (ibid.: 280), aus irgendeinem Grund wurde also die Stadt zerstört, es ist aber ungewiss, um welche Katastrophe es sich handelte. Wahrscheinlich befand sich danach weiterhin eine Siedlung an diesem Ort, doch fehlen bis ins 13. Jahrhundert Erwähnungen durch Geographen. Erst im 13. Jahrhundert werden die Stadtmauern von *Maliliyya* von den Almohaden neu errichtet, und es dauert bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts, bis die Stadt eine kleine Renaissance erlebt; sie zahlt nun Steuern ans Königreich Fes (ibid.: 281). Im Laufe des 15. Jahrhunderts verfällt *Maliliyya* wieder in Bedeutungslosigkeit.

Als im Jahre 1492 die *Katholischen Könige* das Königreich Granada besiegen, endet die sog. Reconquista eigentlich noch nicht, denn der kastilische Vormarsch wird an der afrikanischen Küste fortgesetzt. Aus dem Juli 1493 ist ein Brief überliefert, in dem ein örtlicher Kommandant der Stadt die Übergabe derselben an die kastilischen Herrscher anbietet, im Tausch gegen Religionsfreiheit, und um die ständigen Angriffe zu beenden (ibid.: 283). In den darauf folgenden Jahren wurde die Übergabe verhandelt, doch scheinbar waren sich nicht alle Melillenser einig, und so wurde 1497 Melilla mit militärischer Gewalt in spanischen Besitz überführt, die Stadt wurde dabei völlig zerstört.

3. Das spanische Melilla

Die neuen spanischen Städte und Festungen in Nordafrika hatten nach ihrer Eroberung hauptsächlich militärische Bedeutung und so waren sie auch bis ins 19. Jahrhundert vor allem Militärstützpunkte und Strafkolonien, sog. *presidios*, mit einem sehr geringen Anteil an Zivilbevölkerung. Dies zeigen

beispielsweise die Einwohnerzahlen, die für Melilla für das Jahr 1700 überliefert sind: So lebten in diesem Jahr 1118 Menschen in Melilla; 46 davon waren verheiratete Frauen, 20 Witwen und 29 Kinder, wobei die meisten Frauen mit höheren Militärs verheiratet waren (Reeder Gadow 2005: 438). Versorgt wurde Melilla mit Schiffen vom spanischen Festland aus.

Diese Situation änderte sich bis ins 19. Jahrhundert nicht. Außerdem waren diese Gebiete bedingt durch Klima und einen verheerenden sanitären Zustand oft durch Krankheiten und Seuchen geplagt, so dass z.B. im Jahre 1846 die Bevölkerung Melillas auf nur noch 150 Männer zurückgegangen war. In den anderen eroberten Orten an der nordafrikanischen Küste lassen sich dieselben Tendenzen wie in Melilla feststellen, und Spanien war oft geneigt, diese teuren Militärstützpunkte einfach aufzugeben. (Saro Gandarillas 2005: 472f)

Sprachlich ist aus jener Zeit explizit sehr wenig bekannt; man kann davon ausgehen, dass das Kastilische als Kommandosprache des spanischen Militärs auch die Sprache von Melilla war, wahrscheinlich ergänzt durch die eine oder andere autochthone Sprache Spaniens, je nach dem, woher die einzelnen Soldaten der Strafgarnisonen kamen.

Den Wendepunkt in der demographischen Entwicklung leitete die Zeit um 1859/60 ein, in dem es zum Spanisch-Marokkanischen Krieg gekommen war. Im Zuge der Kriegshandlungen vergrößerte Spanien das Stadtgebiet von Melilla erheblich, indem es einige Kilometer des Hinterlandes eroberte, befestigte und an die Stadt annektierte. Die Grenzziehungen von damals gelten bis heute.

Im Jahre 1861 wurde Melilla zum Freihafen deklariert, was einen großen Aufschwung für den Handel bedeutete und zu einer bis heute bestehenden wirtschaftlichen Konkurrenz mit anderen nordafrikanischen Hafenstädten führte. So wurde Melilla auch attraktiv für Händler und zivile Siedler. Einige jüdische Familien aus Tetuán, deren Vorfahren wahrscheinlich knapp 400 Jahre früher von der iberischen Halbinsel vertrieben worden waren, übersiedelten in die Stadt, aber auch Imazighen und Leute vom spanischen Festland. Die erste Vertreibung von Imazighen ist für Melilla aus dem Jahre 1863 bekannt (ibid.), was bedeutet, dass sie eben zu dieser Zeit bereits anwesend waren. 1864 wurde durch ein Königliches Dekret die Niederlassung von spanischen Bürgern und Ausländern ausdrücklich erlaubt. Seit dieser Zeit wanderten also Muslime, Christen und Juden in beide – Melilla und Ceuta – Städte ein, wobei die Besiedelung in getrennten Stadtvierteln von Militärverwaltungen organisiert wurde (Meyer 2005: 100).

Im Protektoratsvertrag von Fes aus dem Jahr 1912 einigten sich die Kolonialmächte, Marokko in zwei administrative Zonen zu teilen, der zentrale Landesteil wurde von da an von Frankreich verwaltet, der gebirgige Norden, das Rifgebirge, von Spanien (im Süden wurde noch die Enklave *Ifni* und *Spanisch-Westabara* an das spanische Protektorat angeschlossen).

Die Geschichte der modernen Zivilbevölkerung beginnt für Melilla in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, was auch an der Urbanisierung der Stadt sichtbar wird. Besonders an der Architektur und der geplanten Stadtstruktur Melillas wird dies auch heute noch deutlich, denn die „Neustadt“ Melillas, die außerhalb der befestigten Halbinsel angelegt wurde, zeigt ein architektonisch homogenes Stadtbild aus der Zeit um die Jahrhundertwende. Es ist geprägt vom Modernismo, einer spanischen Spielart des Jugendstils, vertreten hauptsächlich durch den Architekten (und Schüler von Antoni Gaudí) Enrique Nieto. Dieser errichtete beispielsweise das Rathaus, die Synagoge, die große Moschee, und viele Bürgerhäuser.

Im Jahr 1900 zählte Melilla bereits 9 000 Einwohner. Dreißig Jahre später war diese Zahl auf 62 000 angewachsen (Söhrman 1999: 44).

Erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt sich in Melilla wieder eine eigene Stadtgesellschaft, abgehoben von der militärischen. Es scheint mir also sinnvoll, die moderne Sozialgeschichte der Sprachen Melillas erst ab diesem Zeitpunkt zu betrachten.

Im 20. Jahrhundert wird Melilla auch Schauplatz wichtiger historischer Ereignisse, denn 1936 beginnt hier der Spanische Bürgerkrieg, ausgelöst durch spanische Generäle, die ihre undemokratische Kolonialpolitik in die spanische Republik tragen wollten, was schließlich auch gelang.

4. Die Sprachen in Melilla/Tamlilt

4.1. Kastilisch

Der weitaus größte Teil der Siedler, die seit dem 19. Jahrhundert nach Melilla zogen, kam aus Spanien, die Mehrzahl aus dem Süden, aus Andalusien. Das öffentliche Leben in der Stadt spielte sich hauptsächlich auf Kastilisch ab, es kam zur Gründung von verschiedenen kastilischen Zeitungen. Siedler, die aus anderssprachigen Teilen Spaniens kamen, mussten sich wie bspw. auch in Madrid des Kastilischen bedienen, wobei sich das Kastilische von Melilla (damals wie auch heute) am ehesten in die andalusischen Varietäten eingliedern lässt.

Seit damals ist das Kastilische die einzig offizielle Sprache in Melilla. Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts hatte die Stadt einen unüblichen Status.

Nachdem sie ursprünglich ein *presidio* war, wurde sie zur *plaza de soberanía*, und zählte bis 1995 zur Provinz Málaga, Andalusien. 1995 erhielt die Stadt den Titel einer Autonomen Stadt (*Ciudad Autónoma*) – in Analogie zu den Autonomen Gemeinschaften (*Comunidades Autónomas, CC. AA.*) Spaniens. Melilla erhielt auch ein eigenes autonomes Stadtstatut, aber der Grad an Autonomie ist nicht mit den anderen Autonomien Spaniens vergleichbar. Melilla besitzt keine eigene legislative Macht und der Stadtsenat hat nur wenige Kompetenzen. Es existiert neben der eigenen Stadtverwaltung eine direkt dem spanischen Innenministerium unterworfenen *Delegación del Gobierno*, vielleicht das eigentliche Machtzentrum. Laut Spanischer Verfassung von 1978 hätte Melilla zwar theoretisch das Recht, auch eine autonome Gemeinschaft innerhalb des spanischen Staates zu bilden und die derzeitige Stadtregierung hätte auch den Willen dazu, die Zentralregierungen haben dies bisher aber stets abgelehnt. Die Gründe dafür gehen offiziell von der Größe Melillas bis zur Diplomatie mit Marokko.

Im melillenser Autonomiestatut von 1995 heißt es in Artikel 5:

Art. 5.1. Los derechos y deberes fundamentales de los melillenses son establecidos en la constitución.

Dies bedeutet, dass – wie in einem Rechtsstaat zu erwarten – auch in Melilla die Spanische Verfassung von 1978 gilt, die für die Sprachen in Artikel 3 folgendes festlegt:

Artículo 3.1. El castellano es la lengua española oficial del Estado. Todos los españoles tienen el deber de conocerla y el derecho a usarla.

3.2. Las demás lenguas españolas serán también oficiales en las respectivas Comunidades Autónomas de acuerdo con sus Estatutos.

3.3. La riqueza de las distintas modalidades lingüísticas de España es un patrimonio cultural que será objeto de especial respeto y protección.

D.h., dass das Kastilische die offizielle Sprache Melillas ist, und dass alle die Pflicht hätten Kastilisch zu beherrschen. Daneben hat hier offiziell keine Sprache Platz; auch theoretisch ist es fraglich, ob eine Stadt, die keine *Comunidad Autónoma* bildet, hier eine kooffizielle Sprache einführen könnte. Meiner Ansicht nach steht hier der Artikel 3.2. verfassungsrechtlich im Wege, da es ja nur einer *Comunidad Autónoma* erlaubt ist, eine weitere Sprache zu officialisieren. Melilla ist dies nicht.

Alle Medien aus Melilla, TV, Radio und Zeitungen, bedienen sich ausschließlich des Kastilischen. Kastilisch ist einzige Schulsprache. Es ist auch die Sprache mit dem höchsten Prestige, denn auch ein sozialer Aufstieg ist derzeit nur über das Kastilische möglich.

Doch da die Wirtschaftsdaten Melillas im Spanienvergleich gemeinsam mit jenen von Ceuta meist das Schlusslicht bilden, ist für viele junge MelillenserInnen die einzig mögliche Alternative die Iberische Halbinsel, d.h. viele Kastilischsprachige wandern wegen besserer wirtschaftlicher Perspektiven ab. (Im persönlichen Gespräch mit vielen Jugendlichen hatte ich den Eindruck, Málaga sei hier der große Traum.)

4.2. Tamazight

Nachdem in Melilla schon einmal im Mittelalter Tamazight gesprochen wurde, kehrt es nun im 19. Jahrhundert in die Stadt zurück. Wie bereits erwähnt, ist aus 1863 eine Vertreibung der Imazighen überliefert. Die Imazighen bildeten die größte Bevölkerungsgruppe am Rif. Nachdem sie ursprünglich die indigene Bevölkerung ganz Nordafrikas stellten, befinden sie sich dort aber seit über 1000 Jahren in einem minorisierten Gesellschaftsverhältnis. Auch die Unabhängigkeit Marokkos im Jahre 1956 änderte daran nichts. Es kommt seit dem eher zu einer verstärkten Arabisierungspolitik. Man schätzt die Sprecherzahl der verschiedenen Varietäten in den verschiedenen Staaten Nordafrikas heute auf 14 bis 20 Mio.

Als Spanien im Jahre 1860 das Stadtgebiet im Friedensvertrag mit Marokko um den sog. *Campo Exterior* vergrößert, muss dort die ansässige, muslimische (und tamazightsprachige) Bevölkerung erst "umgesiedelt" werden, eine Moschee wird abgerissen (Meyer 2005: 108). Dies bedeutet, dass das heutige eigentliche Stadtgebiet, der *Campo Exterior*, von Imazighen bewohnt wurde, die 1860 vertrieben wurden, um dann im Laufe der Zeit langsam wieder dorthin zurückzukehren.

Es kommt in Melilla parallel zur Iberischen Zuwanderung hauptsächlich aus Andalusien auch zu einer muslimischen Zuwanderung. Da es aber von Seiten der Spanier stets zu Feindseligkeiten gegen ansässige Imazighen gekommen war, geht man davon aus, dass die Mehrheit der ersten muslimischen Siedler, die nicht verjagt wurden, arabischsprachige Händler aus der Region Tetuán und Fes waren (ibid.: 111).

Aus den Bevölkerungszählungen sind die Anteile an muslimischer Bevölkerung überliefert. Es kann also sein, dass die Mehrheit der Muslime der ersten paar Siedlungsjahre eher arabisch- als tamazightsprachig war. Folgende

Zahlen sind aus verschiedenen Zählungen überliefert (alle Daten bei Meyer 2005: 109):

<i>Jahr</i>	<i>Gesamtbevölkerung</i>	<i>Muslime</i>
1897	9.353	118
1900	9.073	95
1907	9.759	180
1915	36.674	307
1920	50.170	
1927	52.548	180
1930	69.133	294
1940	69.384	
1950	76.247	6.277
1960	72.430	7.626
1970	60.843	12.933
1981	53.593	11.607
1986		17.027
1991	56.600	17.647
1998	60.108	~23.000-25.000

Die Zahl der Muslime bleibt also bis 1930 relativ niedrig und steigt erst danach sprunghaft an. Es ist auch verständlich, dass bspw. während des Rif-Krieges in den 20-er Jahren kein großer Zuzug von benachbarten „Kriegsgegnern“ stattfinden konnte.

Für das Jahr 1940 sind keine Daten bekannt, es ist aber anzunehmen, dass der große Zuzug von Muslimen ab den 40er Jahren stattfand, denn die große Moschee, die *Mezquita del Polígono* wurde bereits 1945 erbaut. Es ist weiters anzunehmen, dass spätestens zu dieser Zeit der tamazightsprachige Anteil an Muslimen den arabischsprachigen Teil übertraf (wenn er dies nicht ohnedies schon von Anfang an tat).

Die Werte sind vorsichtig zu beurteilen, da sie immer unterschiedliche Zahlen auch von Soldaten beinhalten. Der Wert der muslimischen Bevölkerung aus 1998 ist eine Schätzung.

Inwieweit sich auch die Unabhängigkeit Marokkos im Jahre 1956 auf diese demographische Entwicklung ausgewirkt hat, ist sehr schwer zu beurteilen.

Man kann aber davon ausgehen, dass seit den letzten Schätzungen der tamazightsprachige Anteil weiter angestiegen ist, denn angesichts der Schülerzahlen in Melilla, wo man von einem Tamazight-Anteil von bereits über 50%

ausgeht, kann man annehmen, dass diese Gruppe bei gleich bleibender demographischer Entwicklung in den nächsten Jahren noch weiter anwachsen wird. Dafür gibt es mehrere Gründe: Zum einen bietet die Stadt für viele junge hispanophone Menschen nicht genügend Perspektiven, denn die wirtschaftliche Lage kann als prekär eingestuft werden, und es kommt zu einer steten Abwanderung von spanischen Muttersprachlern. Zum anderen hat Melilla im Spanienvergleich weitaus die höchste Geburtenrate³, die von den ärmeren Bevölkerungsschichten getragen wird, und diese sind in Melilla vor allem Imazighen. Das ändert natürlich nichts am rechtlichen Status des Tamazight, der als sehr niedrig eingestuft werden kann.

Im Autonomen Stadtstatut steht diesbezüglich unter Artikel 5.2.:

Las instituciones de la ciudad de Melilla, dentro del marco de sus competencias, ejercerán sus poderes con los siguientes objetivos básicos : a) b) c) [...] h) La promoción y estímulo de los valores de comprensión, respeto y aprecio de la pluralidad cultural y lingüística de la población melillense.

Es wird also zumindest darauf verwiesen, dass in Melilla nicht nur Kastilisch gesprochen werde, obwohl das Tamazight hier nicht explizit und namentlich erwähnt wird.

Der Stadtssenat von Melilla hat am 27. Jänner 2007 ein Reformprojekt für das Autonomiestatut präsentiert und „verabschiedet“, in dem es – neben Kompetenzerweiterungen in anderen Bereichen – unter Artikel 5 Absatz 4 heißt:

Art. 5. 4. De acuerdo con lo previsto [...], la cultura amazight y la lengua tamazight gozarán de especial protección, fomentándose su investigación, estudio y desarrollo, respetándose, en todo caso, la voluntariedad en su aprendizaje.“ (www.melilla.es)

In diesem Projekt soll das Tamazight in Bezug auf Artikel 3.3. der Spanischen Verfassung von 1978 mit den Rechten einer „modalidad lingüística“ ausgestattet werden, d. h. einer Sprache, die geschützt und gefördert werden soll, dies aber mit freiwilligem Charakter.

³ Während die Geburtenrate im Spaniendurchschnitt bei ca. 10 Geburten pro 1000 Einwohner pro Jahr liegt, so liegt sie in Melilla bei 15,8.
(www.consumer.es/web/es/economia_domestica/2002/09/30/52393.php)

Doch liegt die Änderung des Autonomiestatuts nicht im Kompetenzbereich der Stadtregierung, weiters hat die Zentralregierung, wie bereits erwähnt, nicht vor, das Statut derzeit zu ändern.

Zumindest existiert eine Willensäußerung der örtlichen Politik, diese Sprache wenigstens offiziell zu nennen.

In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde für das Tamazight in Melilla eine eigene Sprachakademie ins Leben gerufen, der sog. *Seminario Permanente de Lengua y Cultura Tamazight*, der von der öffentlichen Hand finanziert wird, seit einigen Jahren werden aber die Mittel stetig gekürzt. Ein Museum der Imazighen wurde ebenfalls von der derzeitigen Regierung offiziell wegen mangelnder Besucher geschlossen, eine Neueröffnung ist derzeit nicht geplant.

Zurzeit besteht der *Seminario* aus einem Klassenraum, in dem regelmäßig Tamazight-Kurse abgehalten werden. Direktor, einziger Angestellter und Lehrer ist Jahfar Hassan Yahia. Dieser hat auch ein eigenes Lehrwerk verfasst, für die „lengua rifeña“, jene Varietät des Tamazight, die am Rif gesprochen wird, genauer noch, die im Stadtgebiet von Melilla gesprochen wird, und er verwendet dafür die lateinische Graphie.

Dabei muss darauf hingewiesen werden, dass für das Tamazight verschiedene Verschriftungsversuche existieren:

- mit lateinischer Graphie,
- mit arabischer Graphie,
- mit einer novellierten Form der ursprünglichen Grafie, dem Tifinagh

In Marokko wurde das Tifinagh-Alphabet offiziellisiert, in Algerien das lateinische.

Das Tifinagh-Alphabet verwendet folgende Grapheme:

o	⊖	ⵍ	ⵍⵎ	ⵏ	ⵎ	ⵎⵎ	ⵎⵏ	ⵎⵏⵎ	ⵎⵏⵎⵎ	ⵎⵏⵎⵎⵎ
ya	yab	yag	yag ^w	yad	yađ	yey	yaf	yak	yak ^w	yah
a	b	g	g ^w	d	đ	e	f	k	k ^w	h
[a]	[b]	[g]	[g ^w]	[d]	[đ]	[e]	[f]	[k]	[k ^w]	[h]
ⵏ	ⵏⵎ	ⵏⵎ	ⵏⵎⵎ	ⵏⵎ	ⵏⵎⵎ	ⵏⵎⵎⵎ	ⵏⵎⵎⵎⵎ	ⵏⵎⵎⵎⵎⵎ	ⵏⵎⵎⵎⵎⵎⵎ	ⵏⵎⵎⵎⵎⵎⵎⵎ
yah	yas	yax	yaq	yi	yaj	yal	yam	yan	yu	yar
ħ	ε	x	q	i	j	l	m	n	u	r
[ħ]	[ε]	[x]	[q]	[i]	[j]	[l]	[m]	[n]	[u]	[r]
ⵎ	ⵎⵎ	ⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎⵎⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎⵎⵎⵎⵎⵎ	ⵎⵎⵎⵎⵎⵎⵎⵎⵎ
yar	yagh	yas	yaş	yac	yat	yať	yaw	yay	yaz	yaž
r	gh	s	ş	c	t	ť	w	y	z	ž
[r]	[γ]	[s]	[ṣ]	[j]	[t]	[ṭ]	[w]	[j]	[z]	[ž]

(<http://www.omniglot.com/writing/berber.htm>)

Es existiert aber vor Ort in Melilla keine Schriftlichkeit für das Tamazight, keine Zeitungen oder sonstige Publikationen. Wer nun beim *Seminario* Tamazight lernt, kann also einen offiziellen Text aus Marokko nicht lesen.

Der Großteil der Imazighen in Melilla besitzt auch die spanische Staatsbürgerschaft, viele davon erst seit kurzem. Am 1. Juli 1985 wurde nämlich in Vorbereitung auf die Mitgliedschaft zur Europäischen Gemeinschaft 1986 ein neues „Ausländergesetz“ verabschiedet, die *Ley de extranjería*. Darin sollten alle in Spanien lebenden Ausländer ein Jahr Zeit haben, um ihren Aufenthaltsstatus zu legalisieren. Da nun die Mehrzahl der tamazightsprachigen Bevölkerung von Melilla weder die spanische Staatsbürgerschaft noch irgendeine andere besaßen, und als Bürger Melillas nur über eine Art eigene Identitätsausweise (sog. *nequa*) verfügten, wurden sie durch dieses Gesetz plötzlich zu Ausländern und hätten also binnen Jahresfrist das Land verlassen müssen. Bürgerkriegsähnliche Ausschreitungen in der Enklave waren die Folge, und die spanische Regierung musste die Lage beruhigen. Schließlich erhielt in den darauf folgenden Jahren die Mehrzahl, die nachweisen konnte, dass sie schon in der dritten Generation in der Stadt lebte, die spanische Staatsbürgerschaft. Vielen war diese jedoch mangels an Dokumenten verwehrt. (Gold 2000: 91ff.)

Dass es in Melilla keine tamazightsprachigen Medien gibt, ist ein Schlüsselproblem des Tamazight (nicht nur) in Melilla. Es hat hier mit dem gesellschaftlichen Prestige zu kämpfen. Denn da der soziale Aufstieg nur über das Kastilische stattfinden kann, halten viele Imazighen den Unterricht auf bzw. die Alphabetisierung in Tamazight für verzichtbar. Weiters stellt sich für manche Imazighen die Sinnfrage nach der Alphabetisierung in einer Sprache, für die vor Ort keine Schriftlichkeit vorhanden ist.

Durch persönliches Engagement von einigen Lehrern kam es in den letzten Jahren zu einigen multikulturellen Schulprojekten mit teilweise zweisprachigem Unterricht, die ein Tropfen auf dem heißen Stein blieben (López Belmonte 2005). Die dafür zuständige *Consellería de Educación* unternimmt nichts in diesem Zusammenhang.

Melilla hat innerhalb Spaniens nach Ceuta den höchsten Wert für den „fracaso escolar“, das heißt das Nichterfüllen der Schulpflicht. Dieser Wert liegt hier bei 48%. Es liegt nahe, dass dieser äußerst hohe Wert auch mit dem Ignorieren der Mehrsprachigkeit der Schulklassen zusammenhängt. Im Baskenland, wo in verschiedenen Modellen die gesamte Schülerschaft zweisprachig kastilisch/baskisch erzogen wird, liegt dieser Wert bei 14%, wobei hier sicher auch noch andere soziale Faktoren mitwirken.

4.3. Arabisch

Im vorigen Kapitel wurde schon angesprochen, dass vermutlich die Mehrzahl der ersten muslimischen Siedler nach 1860 arabischsprachig war. Es handelte sich um Händler aus der Region Tetuán und Fes. Es kamen aber aus diesen Städten nicht nur Muslime nach Melilla, die Mehrheit der einwandernden Händler waren Juden, deren Vorfahren 1492 von den Katholischen Königen vertrieben worden waren. Für das Jahr 1907 ist eine Anzahl von 1.560 überliefert, was immerhin einem Anteil von 15% entspricht. Auch deren Sprache war wahrscheinlich das Arabische. Ihre Zahl stieg bis in die 20er Jahre auf über 3.500 an. Seit der Gründung Israels kommt es aber zu einer starken Abwanderung und heute schätzt man, dass noch zwischen 700 und 800 Juden in der Stadt leben. Hier muss aber festgehalten werden, dass der jüdische Bevölkerungsteil sich bis heute vollständig kastilisiert hat.

Von politischen Vertretern aller Parteien wird heute behauptet, dass das Arabische in Melilla nicht existiere, ich wage diese Behauptung aber zu bezweifeln. Erstens gibt es auch Zuwanderer aus Marokko (und anderen Ländern Afrikas), deren Sprache nicht das Tamazight ist, sondern das Arabische, weiters ist das Arabische auch Sprache des Koran.

Das Prestige des Arabischen wird aber (vielleicht nicht nur) von der kastilischsprachigen Bevölkerung meiner Beobachtung nach noch schlechter bewertet als das Tamazight.

Es gibt keine arabischen Medien in der Stadt.

4.4. Andere Sprachen

In Melilla gibt es einige wenige Hindus (50-60), die Sindhi sprechen, in der Volkszählung von 1900 wurden sechs gezählt. Ihre Zahl stieg ab 1947 sprunghaft an, da durch die Unabhängigkeit Indiens und das Entstehen des Staates Pakistan viele Hindus ua. aus der Region Sindh vertrieben wurden. Die große Mehrheit der Sindhi ist völlig in die kastilischsprachige Gesellschaft integriert. Erwähnung finden sie auch hauptsächlich deshalb, da sie in der städtischen Kulturpolitik überrepräsentiert sind. Diese betonen stets das friedliche Miteinander von vier Kulturen in Melilla: Christen, Juden, Moslems und eben Hindus.

Weiters gibt es hier eine kleinere Roma-Gemeinschaft, die wahrscheinlich ihre Sprache, das *Caló*, ebenso wie fast alle spanischen Roma in den letzten Generationen aufgegeben hat.

Auch gibt es Gruppen von neueren Einwanderern, wie z.B. Chinesen, und außerdem stoßen wir in Melilla auf das Phänomen der sog. „illegalen“

Immigration aus verschiedenen afrikanischen Ländern. Deren genaue Zahlen und Sprachen sind jedoch nicht bekannt.

5. Schluss

Die Bevölkerung von Melilla/Tamlit und ihre Sprachen stellen heute trotz hispanisierender Politik ein buntes Mosaik dar. Kämen hier jene Verfassungsstandards zur Anwendung, wie sie beispielsweise in Katalonien oder Galicien gelten, müssten regionale Gesetze eine andere Administration gewährleisten. Wie es scheint, gehört Melilla doch nicht ganz zu Spanien.

Hochinteressant ist auch die Tatsache, dass seit vielen Jahren in Melilla die Sprachen der Bevölkerung nicht gezählt werden. In anderen mehrsprachigen Gebieten Spaniens gibt es solche Zählungen regelmäßig.

Der tägliche politische Diskurs über die „españolidad“ von Melilla zeigt erst, wie wenig „español“ diese Stadt ist. Es ist einerlei, welche Gruppe die erste in einem gewissen Gebiet war. Die Frage muss lauten: Wie ist heute ein Zusammenleben organisierbar, das für alle Gruppen dieselben Rechte einräumt?

Durch global schlechte Rahmenbedingungen scheint es aber, als rücke die Lösung des Problems von Melilla/Tamlit in weite Ferne.

6. Bibliographie

- Akioud, Hassan/Castellanos, Eva, 2007. *Els amazics*. Una història silenciada, una llengua viva. Valls: Cossetània Edicions.
- Bravo Nieto, Antonio, 2002. *Melilla*. Melilla: Evergráficas.
- Bravo Nieto, Antonio/Fernández Uriel, Pilar, (eds.), 2005. *Historia de Melilla*. Melilla: Consejería de Cultura y Festejos.
- Cembrero, Ignacio, 2006. *Vecinos alejados. Los secretos de la crisis entre España y Marruecos*. Barcelona: Galaxia Gutenberg.
- De Esteban, Jorge, 2000. *Las Constituciones de España*. Madrid: BOE.
- Del Pino, Domingo, 1983. *La última guerra con Marruecos: Ceuta y Melilla*. Barcelona. Argos Vergara.
- Doppelbauer, Max, 2007. „Sprachen, Gesellschaft und Politik in Ceuta und Melilla“ in: *Europa Ethnica*, 1/2-2007, 64.Jg, 26-36.
- García Flórez, Dionisio, 1999. *Ceuta y Melilla*. Cuestión de estado. Ciudad Autónoma de Melilla.

- Gold, Peter, 2000. *Europe or Africa? A Contemporary Study of the Spanish North African Enclaves of Ceuta and Melilla*. Liverpool: Liverpool University Press.
- Gozalbes Cravioto, Enrique, 2005. "Melilla medieval: puerto, fortaleza y mercado", in: Bravo Nieto, Antonio/Fernández Uriel, Pilar, (eds.), *op. cit.*, 263-288.
- Hassan Yahia, Jahfar, 2002. *Caminando en la didáctica de la lengua rifeña*. Ideas y propuestas. Melilla: Seminario Permanente de Lengua y Cultura Tamazight, 2 Bände.
- Klein, Thoralf/Schumacher, Frank, (Hg.), 2006. *Kolonialkriege*. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus. Hamburg: HIS.
- López Álvarez, Ana María, 2005. „Tetuán y los judíos“, in: *AKROS*, Nr. 4, Jänner 2005, 57-70.
- López Belmonte, José Luis, (coord.), 2005. *Experiencias interculturales en Melilla*. Melilla: SATE-STEs.
- López Pardo, Fernando, 2005. "La fundación de Rusaddir y la época púnica", in: Bravo Nieto, Antonio/Fernández Uriel, Pilar, (eds.), *op. cit.*, 165-190.
- Meyer, Frank, 2005. *Die Städte der vier Kulturen*. Eine Geographie der Zugehörigkeit und Ausgrenzung am Beispiel von Ceuta und Melilla (Spanien/Nordafrika). Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Mücke, Ulrich, 2006. „Agonie einer Kolonialmacht: Spaniens Krieg in Marokko (1921-1927)“ in: Klein/Schumacher, *op. cit.*
- Navarro Luengo, Ildefonso/Salado Escaño, Juan Bautista/Suárez Padilla, José, 2005. "La vida cotidiana en los primeros momentos de Malila", in: Bravo Nieto, Antonio/Fernández Uriel, Pilar, (eds.), *op. cit.*, 253-262.
- Planet Contreras, Ana I., 1998. *Melilla y Ceuta*. Espacios-frontera hispano-marroquíes. Melilla/Ceuta: UNED
- Planet, Ana I./Ramos, Fernando, 2005. *Relaciones hispano-marroquíes: una vecindad en construcción*. Madrid: Ediciones del Oriente y del Mediterraneo.
- Reder Gadow, Marion, 2005. "La sociedad singular de Melilla", in: Bravo Nieto, Antonio/Fernández Uriel, Pilar, (eds.), *op. cit.*, 431-462.
- Saro Gandarillas, Francisco, 2005. "Melilla medieval: puerto, fortaleza y mercado", in: Bravo Nieto, Antonio/Fernández Uriel, Pilar, (eds.), *op. cit.*, 463-492.
- Söhrmann, Ingmar, 1999. "Ceuta and Melilla – Spain's Presence on African Soil" in: *Europa Ethnica*, 1/2-1999, 56.Jg, 36-61.
- Tusell, Javier et al., (eds.), 2001. *Historia de España*. Madrid: Taurus, 2 Bände.
- Villalobos, Federico, 2004. *El sueño colonial*. Barcelona: Ariel.

Verwendete Quellen aus dem Internet: (am 20.10.07 überprüft)

www.constitucion.es

www.consumer.es

www.europapress.com

www.mec.es

www.melilla.es

www.melillahoy.es

<http://www.omniglot.com/writing/berber.htm>

www.prensaescrita.com

„Gutes Spanisch“ in Argentinien: Ziele der Schulreform und Wandel der Schüler- und Lehrervorstellungen in den letzten Jahren

Roberto BEIN, Buenos Aires

1. Problemstellung

Wie in vielen Ländern Lateinamerikas, hat in Argentinien auch nach der Unabhängigkeitserklärung 1816 lange Zeit die Sprachnorm der 1713 gegründeten Real Academia Española als Wegweiser für gutes Spanisch gegolten, sowohl im öffentlichen geschriebenen und gesprochenen Sprachgebrauch (Schule, Politik, Verwaltung, Religion usw.) als auch in der Literatur, sogar in den Epochen, in denen Spanien als dekadent galt¹. Die lokalen Varietäten wurden nur in der mündlichen Kommunikation und in Privatbriefen benutzt, später auch im Volkstheater², aber nicht im Schulwesen, wo immer die spanische Norm gegolten hat. So haben praktisch alle argentinischen Schulbücher bis vor wenigen Jahren immer die in Spanien benutzten Personalpronomina mitsamt der entsprechenden Verbkonjugation und den Possessivadjektiven vorgeschrieben, und einige tun es auch heute noch³. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurden in Zeitungen, Rundfunk- und schließlich Fernsehprogrammen die „Fehler“ des argentinischen Sprachgebrauchs an den Pranger gestellt und die „richtige“ Form gepredigt. Bei Frage- und Antwortwettbe-

¹ Die sog. „Generation 1837“ schlug in aufklärerischer Geste Reformen vor, die das Spanische entweder „verbessern“ sollten – z.B. wollte der Schöpfer der argentinischen Staatsverfassung Juan Bautista Alberdi Ausdrücke vor allem französischen Ursprungs einführen („Meisterwerk“ sollte „obra jefe“ heißen, vom französischen „chef d’oeuvre“ usw.) – oder die Rechtschreibung der „amerikanischen“ Aussprache anpassen wollten (siehe Varela 1999: 26-27 und Arnoux 2006: 40ff.).

² Vor allem in den Komödien, die die Sprache der Einwanderer und der Gauchos karikierten (siehe z.B. Di Tullio (2004) über die „sainetes“).

³ Gemeint ist der Gebrauch des altspanischen *vos* statt *tú* und seiner Deklination für die Duzform mit den entsprechenden Verbformen (z.B. *tenés* statt *tiene*) und der der Pluralduzformen „ustedes“ als Personalpronom (die in Spanien nur für die Höflichkeitsform benutzt wird) und „su“ statt „vuestro“ als Possessivform. Fontanella (1986) wies nach, dass die „vos“-Form bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur im Mündlichen, sondern auch in Privatbriefen benutzt wurde.

werben am Rundfunk und am Fernsehen wurde und wird z.T. noch heute im Zweifelsfalle das *Diccionario de la Real Academia Española* zu Rate gezogen. Auf philologisch-literarischem Gebiet wurde es im Laufe des 20. Jahrhundert anders: Zwischen 1935 und 1942 gab es öffentliche Debatten zwischen den spanischen Philologen Américo Castro und Amado Alonso, die vor allem die Bewohner der Stadt Buenos Aires anklagten, das Spanische „ruiniert“ zu haben, und u.a. Jorge Luis Borges, der den argentinischen Sprachgebrauch verteidigte (Arnoux und Bein, 2004: 8-19); Julio Cortázar benutzte wohl als erster die argentinischen Formen der 2. Person in seinen Geschichten und Romanen ohne Anführungszeichen, also als „normale“ Sprache. Aber diese Haltung änderte die Allgemeinvorstellung der Bevölkerung nicht, dass sie ihr eigenes Spanisch für „unrein“ hielt, was auch in den Namen der Varietäten zum Ausdruck kommt: Noch heute glauben viele, dass man in Argentinien kein „español“ sondern „castellano“ spreche, dass „castellano“ also der Name des argentinischen Dialekts sei, während die Hochsprache „español“ genannt werden müsse.

Dieser Beitrag beschäftigt sich nun mit der Frage, ob die Veränderungen in der Schulsprachpolitik seit 1994 einen Wandel der Sprachvorstellungen bezüglich des Spanischen verursacht haben.

2. Die Schulreform

Ab 1994 führte die Regierung des neoliberalen Peronisten Carlos Menem in Argentinien durch das 1993 verabschiedete „Föderale Erziehungsgesetz“ eine Schulreform ein, die die Pflichtschulzeit von sieben auf zehn Jahre erweiterte, die Sekundarschulen und nicht-universitäre Hochschulen den Provinzen und der Stadt Buenos Aires übergab, ihnen eine größere Erziehungsautonomie einräumte und erstmalig sechs Jahre Fremdsprachen – vor allem, das Englische – in die Pflichtschulzeit der öffentlichen Schulen einbaute⁴. Es wurden auch neue Inhalte, Ziele und eine neue Methodik festgesetzt. Die Reform erfolgte im Trend weltweiter Schulreformen der neunziger Jahre und

⁴ Andernorts (Bein, 2007) habe ich gezeigt, dass das Gesetz eigentlich überhaupt keine Sprachenpolitik vorschrieb, sondern die diesbezüglichen Entscheidungen der Erziehungsministerkonferenz der Provinzen überließ, gemäß einer angeblich föderalistischen Einstellung, die aber in Wirklichkeit auf der Loslösung der Finanzierung des öffentlichen Schulwesens vom Staat beruhte. Auf der Primarschule wurden Fremdsprachen bis 1993 nur an Privatschulen und an öffentlichen Schulen der Stadt Buenos Aires und an sogenannten „Lebende-Sprachen-Schulen“ gelehrt; Englisch-, Französisch- und Italienischunterricht gab es nur auf der nichtschulpflichtigen Sekundarschule.

gründete teilweise auf den Reformen Spaniens und Chiles; auch wurden deutsche und österreichische Experten zu Rate gezogen.

Der Reformprozess ging allerdings langsam voran, da sowohl die Lehrer als auch die Provinzregierungen, die nicht peronistisch waren, sich lange weigerten, sie in die Praxis umzusetzen; die Bundeshauptstadt und einige Provinzen führten eigene Veränderungen ein.

Heutzutage, sechs Jahre nach der Wirtschaftskatastrophe 2001 (Staatsbankrott, Volksaufstand, fünf Bundespräsidenten in zwölf Tagen) und der zumindest diskursiven Abkehr von den liberal-globalisierenden Vorstellungen, wird die Reform auch von Regierungsseite stark kritisiert. Ihre Ergebnisse waren absolut nicht zufriedenstellend: In der PISA-Studie 2006 gelangte Argentinien auf Platz 51 von 57 Ländern, wobei sich außerdem zeigte, dass sich die Bildungsbresche zwischen reichen und armen Provinzen und armer und reicher Bevölkerung vertieft hat; an öffentlichen Universitäten haben mehrmals kaum 5 % der Anwärter die Aufnahmeexamina bestanden, und schließlich hat die jetzige Regierung im Dezember 2006 ein neues Erziehungsgesetz⁵ verabschiedet, das vor allem wieder eine bundesweite Homogenität der Erziehungsziele anstrebt.

Die Erneuerung des Jahres 1994 betraf auch den Spanischunterricht. Dazu bat das Erziehungsministerium einige Experten um allgemeine Vorschläge, die der Ausarbeitung von Studienplänen für jedes Schuljahr als Grundlage dienen sollten⁶. Neue Schulbücher wurden geschaffen, die die neuen Inhalte in Betracht zogen. Auch wurden erstmalig die regionalen Besonderheiten des Spanischen als legitime Lokalvarietäten erwähnt, sowie das Bedürfnis, im Falle einiger Indiogruppen das Spanische mit Zweitsprachenmethodik zu lehren. Jedenfalls trat die Reform auf dem Gebiet „Sprache“ allmählich, wenngleich unterschiedlich, in Kraft. In diesem Beitrag will ich vor allem auf Grund von Umfragen analysieren, ob und in welchem Maße sich die Ziele der Schulreform auf dem Gebiete der Spracherziehung des Spanischen als Erstsprache verwirklicht und inwiefern sie einen Wandel der Sprachvorstellungen bewirkt haben.

⁵ Das Scheitern dieser Reform kann auch daraus ermessen werden, dass zwischen dem ersten (1884) und dem zweiten (1993) allgemeinen Erziehungsgesetz 109 Jahre lagen, während zwischen dem zweiten und dem dritten (2006) nur 13 Jahren vergingen.

⁶ Die Experten waren vor allem Ofelia Kovacci, Elvira Arnoux und Magdalena Viramonte. Leider wurde dann aus ihren Vorschlägen, die theoretisch und didaktisch recht verschieden waren, eine einzige Grundlage in Form eines nicht konsistenten „Collages“ fabriziert.

3. Sprachziele der Schulreform

In der Einführung in das Kapitel „Sprache“ der „Allgemeinen Grundinhalte“ [Contenidos Básicos Comunes (CBC, 2003:205)] wird der kommunikative Ansatz eingeführt:

“En la organización de los contenidos que aquí se presenta, se impone la necesidad de reagruparlos en torno de la Comunicación Oral y la Comunicación Escrita, pilares que conforman la producción y recepción de los mensajes lingüísticos. [...] En la exposición de los contenidos, se ha tratado de considerar todos los aspectos que convergen en el Área, respondiendo al enfoque comunicativo y a los aportes de las distintas disciplinas de las Ciencias del Lenguaje.”⁷

Die Studienpläne, die auf diesen Grundinhalten gründen, zeigen, dass der Fortschritt in der Sprachkompetenz definitiv nicht auf der Progression grammatikalischer Kenntnisse beruht – z.B. der Morphologie und der Syntax einfacher und dann zusammengesetzter Sätze – noch auf der systematischen Erweiterung des Wortschatzes, sondern auf dem Beherrschen verschiedener Sprechakte und Textsorten.

Bei Erlangung des Abiturs sollen die Schüler in *Sprache und Literatur* folgende Ziele erreichen (CBC, 2003: 5 ff.):

Bloque 1: Lengua oral y escrita.

- Comprender y producir discursos orales coherentes, adecuados, precisos e informados acerca de temas y problemas vinculados con las distintas disciplinas y con la vida personal y social, reconociendo sus finalidades y las situaciones de comunicación en que tienen lugar.
- Ejercer la palabra pública oral y escrita utilizando adecuadamente los recursos expresivos lingüísticos y no lingüísticos.

⁷ „In der Organisation der Inhalte, die hier vorgestellt wird, wird es notwendig, sie in mündliche und schriftliche Kommunikation einzuteilen, also in die Tragpfeiler, die die Produktion und Rezeption sprachlicher Botschaften sind. [...] In der Darstellung der Inhalte hat man versucht, alle Aspekte, die auf diesem Gebiete zusammenfließen, in Betracht zu ziehen, gemäß des kommunikativen Ansatzes und den Beiträgen der verschiedenen Disziplinen der Sprachwissenschaften.“

- Ser lectores críticos, selectivos y competentes, con capacidad de procesar, sintetizar y organizar la información frente a diversos discursos sociales de creciente extensión y complejidad.
- Ser escritores competentes y creativos, en diversidad de textos y situaciones, con capacidad de sintetizar información proveniente de diversas fuentes.
- Analizar críticamente mensajes mixtos de los medios de comunicación social.⁸

Bloque 2: Reflexión acerca del lenguaje.

- Poner en práctica sus conocimientos del sistema lingüístico y comunicativo en situaciones específicas de comprensión y producción de mensajes orales y escritos propios y ajenos revisando y reajustando su proceso de lectura y escritura (monitoreo).
- Identificar variedades lingüísticas, comprender el proceso de creación y recreación lingüísticas y adquirir conciencia lingüística.⁹

Angestrebt wird also eine allgemeine Sprach- und Textsortenkompetenz, die die Rezeption und Produktion mannigfaltiger Diskursgattungen erlaubt,

⁸ Block 1: Gesprochene und geschriebene Sprache

Kohärente, angemessene, genaue und informierte mündliche Diskurse zu Themen und Problemen in Bezug auf die verschiedenen Disziplinen und auf das persönlichen und gesellschaftliche Leben verstehen und produzieren können, und dabei ihre Ziele und die Kommunikationssituationen, in denen sie stattfinden, erkennen.

Sich öffentlich mündlich und schriftlich mit den geeigneten sprachlichen und nichtsprachlichen expressiven Mitteln ausdrücken können.

Ein kritischer, selektiver und kompetenter Leser werden, der fähig ist, die Information unterschiedlicher gesellschaftlicher Diskurse wachsender Länge und Komplexität zu verarbeiten, zu synthetisieren und zu organisieren.

Zu einem kompetenten und kreativen Schreiber unterschiedlicher Texte und in diversen Situationen werden, der fähig ist, die Information aus verschiedenen Quellen zu synthetisieren.

Die gemischten (sic!) Botschaften der Massenmedien kritisch analysieren können. (Dieser und weitere Gesetzestexte Eigenübersetzung, R.B.)

⁹ Block 2: Reflexion über die Sprache (Auszug)

Die Kenntnisse des Sprach- und Kommunikationssystems in spezifischen Situationen des Verstehens und Produzierens eigener und fremder mündlicher und schriftlicher Botschaften praktisch verwenden und dabei seinen Lese- und Schreibprozess revidieren und anpassen können.

Sprachliche Varietäten identifizieren, den Prozess sprachlichen Schaffens und Umformens verstehen und Sprachbewusstsein erlangen.

sowie eine Reflexion über die verschiedenen Varietäten und Register des Spanischen in ihrem historischen, gesellschaftlichen und kontextuellem Gebrauch. Das bedeutet gleichzeitig eine Abkehr vom Präskriptivismus – vom *bon usage* –, oft der akademischen Norm gemäß, der frühere Studienpläne gekennzeichnet hatte. Unabhängig von der Bewertung der Gewichtung dieser Ziele (es erheben sich letztlich immer mehr Stimmen, die zwar den kommunikativen Ansatz begrüßen, aber das massive Auslassen der Normativität zugunsten der „Kreativität“ negativ beurteilen), müssten diese sprachpolitischen Weisungen des Erziehungsgesetzes und seiner Ausführungsbestimmungen dazu führen, die verschiedenen Varietäten des Spanischen als gleichwertig zu beurteilen und kompetente Sprecher nach ihrer Fähigkeit, die verschiedenen Textsorten in den verschiedenen Situationen sprachlich, diskursiv und zielgemäß anwenden zu können.

4. Wandel der Vorstellungen?

Haben sich die Ziele verwirklicht und vor allem: Haben die neuen Studienpläne eine Veränderung der Sprachrepräsentationen bewirkt? In der Folge werden Antworten vorgestellt, die 408 Umfragen vor allem zur Sprachenkenntnis entstammen¹⁰. Sie bestanden aus zwölf Fragen, die sich u.a. auf die Haus Sprachen der Befragten, ihre Kenntnis von Indio- und Fremdsprachen, die Eigenbewertung ihrer Spanisch- und Fremdsprachenkompetenz, ihre Einstellung zu den verschiedenen Sprachen und ihren Willen und ihre Motivation, Sprachen zu lernen, bezogen. Insbesondere wurde auch gefragt, wer gut Spanisch spricht und was es bedeutet, gutes Spanisch zu sprechen. Die befragten Gruppen waren 113 Schüler des 7.-9. Schuljahres aus Rosario, Paraná und Groß-Buenos Aires, 152 Schüler des 10.-12. Schuljahres aus Posadas, Pérez und San Agustín und Groß-Buenos Aires, 38 Schüler der Erwachsenenbildung aus Trelew, 60 Studierende an öffentlichen Universitäten in Posadas und San Nicolás und 30 Lehrer an Sekundarschulen in Suardi und Coronel Vidal¹¹. Die Ergebnisse wurden auch mit den Antworten von 15

¹⁰ Die Umfragen wurden in den Jahren 2002-2005 von meinen Studierenden im Seminar „Interkulturelle Kommunikation“ an der Universidad Nacional del Litoral in der Provinzhauptstadt Santa Fe erhoben.

¹¹ Rosario ist die größte Stadt (1,2 Mio Einwohner) der Provinz Santa Fe; Paraná (250 000 Einwohner) und Posadas (280 000 Einwohner) sind Provinzhauptstädte im Nordosten des Landes, und Trelew (90 000 Einwohner) in Patagonien; Pérez, San Agustín, San Nicolás, Suardi und Coronel Vidal sind Kleinstädte in den Provinzen Santa Fe und Buenos Aires. Alle Städte gehören Provinzen an, die die Schulreform früh in Kraft gesetzt haben.

Erwachsenen in der Diskothek „Mbareté Bronco“ im Süden der Stadt Buenos Aires, die mehrheitlich von bilingualen Guaraní-Spanisch-Sprechern besucht wird¹², sowie mit einer Umfrage in der Provinz Tucumán (García, 1999: 11-66) verglichen. Bei keiner der Antworten spielte das Geschlecht der Befragten eine Rolle.

Da die Fragen zur spanischen Sprache offen waren, erwiesen die Ergebnisse eine ziemlich weite Streuung; dennoch traten auch typische Antworten auf, in denen viele der Befragten übereinstimmten. Sie werden in den folgenden Abschnitten dargestellt.

4.1 Wer spricht gut Spanisch?

Die Antworten auf diese Frage können in zwei Gruppen geteilt werden (siehe Tabelle 1): Diejenigen, die über 15 Jahre alt waren – Schüler ab der 10. Klasse, Studenten und Lehrer – betrachteten als gute Spanischsprecher „Spanischlehrer“, „Leute mit Universitätsstudien“, „Professionelle, kultivierte Menschen“, „Politiker, Richter, Sekretärinnen, Dichter, Philosophen, Schriftsteller, Rundfunkansager“, „diejenigen, die Bücher lesen“, „Leute, die etwas studieren“ und einer sogar „Teilnehmer an Sprachkongressen“¹³. Zusammenfassend meinten all diese Gruppen, dass diejenigen gutes Spanisch sprechen, die eine Hochschule besucht haben oder professionell mit Texten (meist mit geschriebenen) zu tun haben. In einem 10. Schuljahr einer Kleinstadtschule, die hauptsächlich von ärmeren Schülern besucht wird, wurde hinzugefügt, dass „die Leute mit Geld“ gut sprechen, „weil sie Bücher haben und viel reisen“.

Dagegen herrschten unter den Schülern der 7. und 8. Klasse (12-14jährige) folgende Antworten vor: „Meine Mutter, meine Familie, meine Geschwister“, „wir Argentinier“, „die Argentinier“, „die intelligenten Personen“ und „ich“. Als Muster dienten also nicht die, die ein besonderes (Sprach)Wissen besitzen, sondern der engere Familienkreis und der, den sie als erweiterte Familie empfinden und gelehrt bekommen: das Vaterland. Der Unterschied zwischen „wir Argentinier“ und „die Argentinier“ hat wohl eher mit dem Empfinden zu tun, dass „die Argentinier“ die Erwachsenen sind.

¹² Der Name der Diskothek selbst ist Guaraní: „Mbareté“ bedeutet „kräftig, Kraft, kräftiger Mann“.

¹³ Diese kuriose Antwort wurde in San Nicolás gegeben, einem 70 km von Rosario entfernten Ort, wo im Jahre 2005 der „3. internationale Kongress der spanischen Sprache“ stattfand.

Unter den befragten Lehrern der Provinz Buenos Aires und den Universitätsstudenten der Kleinstadt San Nicolás im Landesinnern traten andere Vorstellungen auf: Diejenigen, die gutes Spanisch sprechen, sind „die Menschen im Landesinnern“, „diejenigen, die weit entfernt von Großstädten leben“ und die Spanier, „weil sie ihre Sprache weniger verändert haben“. Natürlich erhält dieser Purismus als Sprachideologie seinen Sinn aus einer Repräsentation der gesellschaftlichen Wirklichkeit, und zwar aus den Beziehungen zwischen den Großstädten und ihrem Hinterland, die sich u.a. im Fernsehen niederspiegelt: Viele Fernsehsendungen benutzen eine im Landesinnern als unflätig empfundene Sprache, ihre Inhalte spiegeln eher das Großstadtleben wider, vor allem das Leben in der Stadt Buenos Aires¹⁴. Das führt zu Assoziationen Sprache-Moral: Großstadt-Sünde-unreine Sprache gegenüber Kleinstadt-Tugend-reine Sprache.

In den Umfragen in der Provinz Tucumán (García, 1999), in denen diese Antworten auch vorkamen, stellten die Autoren eine zusätzliche Hypothese auf: Die Bevorzugung der iberischen Varietät habe mit der traditionellen feindlichen Haltung des Landesinnern gegenüber der als Ausbeuterin empfundenen Stadt Buenos Aires zu tun.

Die Jüngeren (bis zu 14) sind diejenigen, die ihre gesamte bisherige Schulausbildung gemäß den Weisungen der Schulreform erhalten haben. Ihre Wahl der Familie und „der Argentinier“ als Muster des guten Sprechens scheint nicht das Ergebnis einer postmodernen Emanzipation von traditionellen Mustern noch einer argentinischen Nationalismuswelle zu sein. Man müsste eingehender studieren, was einen Halbwüchsigen dazu führt, seine Mutter als Muster spanischer Sprachkompetenz zu betrachten: Ob es nur Folge eines weniger normativen Sprachunterrichts (Abkehr von der Rechtschreibung und der Syntexanalyse zugunsten der Kommunikationsfähigkeit, Auftreten nicht literarischer Texte als Sprachverwendungsbeispiele) ist. In der Umfrage 1999 von 212 Schülern zwischen 13 und 16 Jahren in Tucumán, die noch nicht von der Schulreform betroffen waren, waren die Antworten dazu gesellschaftlich differenziert: Nur in den höheren Kreisen wurde der Sprachgebrauch der Eltern geachtet: 50 % von ihnen meinten, dass ihre Eltern „gut sprechen“, während es nur 7 % unter den Schülern ärmerer Schichten waren (García 1999: 22-24).

¹⁴ Auch im Nachbarstaat Uruguay wurde der Einfluss der argentinischen Fernseh- und Rundfunksender eine Zeit lang für den Gebrauch unflätiger, vulgärer Wörter in den Massenmedien verantwortlich gemacht (Asencio, 2000).

Alter	Bis zu 20 %	20-40 %	40-50 %	Über 50 %
12-14	Ich, meine Mutter, meine Familie	Intelligente Menschen, Menschen mit Schul-ausbildung	Wir Argentinier, die Argentinier	-----
15-18	Politiker, Richter, Leute mit Geld	Schriftsteller, Menschen, die Bücher lesen	Professionelle, kultivierte Menschen	Spanischlehrer, Menschen mit Universitätsstudium
Lehrer und Universitätsstudierende		Die Spanier	Die Menschen im Landesinnern, die Menschen, die nicht in Großstädten leben	

Tabelle 1: Wer spricht Spanisch gut? Hauptantworten nach Altersgruppe. Die Prozentsätze geben die Anzahl ähnlicher Antworten wieder.

4.2 Was bedeutet es, gutes Spanisch zu sprechen?

Auch bei diesen Antworten ergaben sich klare Unterschiede je nach Altersstufe: 6.-9. Schuljahr, 10.-12. Schuljahr, Studierende und Sekundarschullehrer (siehe Tabelle 2).

Alter	Bis zu 20 %	20-40 %	40-50 %	Über 50 %
12-14	Gute Aussprache, „keine Buchstaben verschlucken“	Richtiger Wortschatz und Regeln	Richtige Verbzeiten und -konjugation	----- ---
12-14 Elendsviertel	Die, die ihre eigene Sprache sprechen	-----	-----	-----
15-18	Richtig aussprechen	Eine effektive Kommunikation zu erlangen	Großer Wortschatz, richtige Grammatik	Sich richtig ausdrücken
Lehrer und	Richtige	Die Ideen klar	Beherrschung	Schriftliche

Universitäts- studierende	Aussprache	ausdrücken können	der Syntax und des Wortschatzes	und mündliche Klarheit
------------------------------	------------	----------------------	---------------------------------------	---------------------------

Tabelle 2: Was bedeutet es, gutes Spanisch zu sprechen? Hauptantworten nach Altersgruppe. Die Prozentsätze geben die Anzahl ähnlicher Antworten wieder.

Unter den Schülern des 6.-9. Schuljahres waren die häufigsten Antworten, ohne nennenswerte geographische und gesellschaftliche Unterschiede, außer unter der Bevölkerung der Elendsviertel, dass gut Spanisch sprechen bedeutet, „gut auszusprechen, richtig die grammatikalischen Regeln und die Verbzeiten zu benutzen“, „das Vokabular und die Grammatik richtig zu benutzen“. Auch in anderen Umfragen, die nicht zu den 408 analysierten gehören, wird immer wieder der richtige Gebrauch und das richtige Konjugieren der Verben als fast ausschließlich grammatikalische Sorge ausgedrückt. Es handelt sich dabei selbstverständlich um ein Gebiet, das in dieser Altersgruppe besonders thematisiert wird. Andere sagen, dass man „keine Buchstaben verschlucken darf“, was nicht nur beweist, dass den Schülern der Unterschied zwischen Graphemen und Phonemen unklar ist, sondern dass trotz des kommunikativen Ansatzes der neuen Lehrpläne die geschriebene Sprache als Modell sprachlicher Korrektheit aufgefasst wird. Das führt auch dazu, dass die kommunikative Kompetenz zahlenmäßig erst an dritter Stelle auftritt: Gutes Spanisch sprechen bedeutet auch „andere zu verstehen und dass man dich versteht, wenn du sprichst“.

Im Gegensatz zu diesen Antworten waren die meisten Schüler eines 7. Schuljahres in einem Elendsviertel in Rosario, wo z.T. Indiosprachen gesprochen werden, über diese Frage verwirrt und konnten sie nicht beantworten; die wenigen, die sich dazu äußerten, gaben an, dass diejenigen gut sprechen, „die ihre eigene Sprache sprechen“. Etwas Ähnliches geschah unter den Erwachsenen der Diskothek „Mbareté Bronco“: Zuerst verursachte die Frage Unbehagen und Schweigen; schließlich meinten die Anwesenden, dass gut sprechen „dass du dich gut verständigen kannst“ und „dass du nicht betrogen wirst“ bedeutet (natürlich spiegelt diese Antwort die Tatsache wider, dass eine geringe Spanischkompetenz der Einwanderer eventuell von den Arbeitgebern ausgenutzt wird).

Eine andere Gruppe des gleichen Schuljahres aus dem Stadtzentrum von Rosario, die in ärmlichen Verhältnissen, aber nicht in Elendsvierteln lebt, hat die Frage hingegen beantwortet, und ein Schüler erklärte sogar, dass „wenn

du schlecht sprichst, wirst du von allen diskriminiert, und wenn du gut sprichst, haben dich alle gern“.

Zusammenfassend kann man sagen, dass in der Altersgruppe zwischen 11 und 14 Jahren, die von Anfang an gemäß den neuen Schulplänen unterrichtet wurde, im Falle der Mittel- und Arbeiterschicht die Vorstellung fortbesteht, dass „gut sprechen“ bedeutet, die phonetisch-phonologische und morphosyntaktische Norm zu befolgen, die auf der Schule gelehrt wird; besonders wird die richtige Konjugation hervorgehoben¹⁵. Und wenngleich die Frage nach dem „richtigen“ Spanisch die Antworten etwas in die Richtung der Norm lenkt, ist hervorzuheben, dass sehr wenige Äußerungen etwas mit den neuen kommunikativen Zielen der Erziehungsreform zu tun haben. Dagegen weisen die Antworten der Elendsviertelkinder und der Diskothekbesucher Repräsentationen der Diglossie auf. Ihre wirtschaftliche und ethnische Diskriminierung und die gesellschaftliche Geringschätzung, die ihre Varietät des Spanischen erfährt, führen dazu, dass sie das gute Spanisch einfach mit dem Beherrschen der mehrheitlichen Varietät identifizieren, um in die Exogruppe hinein zu gelangen, weil man sonst „betrogen“ wird. All das ist also weit entfernt von den Zielen des Rahmenabkommens Nr. 15 (1998) der Kultusministerkonferenz, in dem folgendes vorgeschrieben wird:

La adquisición del español en aquellos registros y variedades estandarizados que permitan una inserción social positiva en la comunidad nacional, se acompañará con el respeto y valoración de las pautas lingüísticas y culturales de su contexto familiar y social.¹⁶

Im Gegensatz zu den Antworten der jüngeren Schüler weisen die Antworten der Schüler des 10.-12. Schuljahres, also die Altersgruppe der 15-18jährigen eine gewisse Abhängigkeit von der Gesellschaftsschicht auf. Die Schüler von Privatschulen in Misiones und einer öffentlichen Landwirtschaftsschule in einer reichen Gegend der Provinz Buenos Aires antworteten nämlich, dass gut Spanisch sprechen bedeutet „sich gut verständigen zu können“, „sich richtig auszudrücken“, „die eigene Kultur auszudrücken“ und

¹⁵ Da dieser Nachdruck, mit dem die Konjugation erwähnt wurde, unerwartet war, wurde leider in den Umfragen nicht ermittelt, ob es sich – auch – um den Gebrauch der 2. Person handelte (siehe Fußnote 3).

¹⁶ „Der Erwerb des Spanischen in den standardisierten Registern und Varietäten, die eine positive Eingliederung in die nationale Gemeinschaft erlauben, wird vom Respekt und der Achtung der sprachlichen und kulturellen Regeln des Familien- und Gesellschaftskreises begleitet werden.“

„keine modische Redewendungen der Halbwüchsigen“ zu benutzen, also eher kommunikative Ziele zu erreichen, während in ärmeren Verhältnissen die Jugendlichen die „gute Aussprache“ erwähnen, sowie „die Wörter richtig benutzen“, „lesen ohne zu stocken“, „nicht das End-s vergessen“¹⁷, „schwierige Wörter benutzen“, also eher normative und schulische Ziele verfolgen; in einigen Fällen haben sie sogar Schwierigkeiten mit der Frage und geben unangemessene Antworten wie „es öffnet die Türen, um einen Posten zu kriegen“, „die Leute verstehen sich mehr und besser“; in einigen Fällen bedeutet es „respektvoll und ohne Beschimpfungen“ zu sprechen.

Die Antworten der Universitätsstudierenden aus San Nicolás und Posadas scheinen dagegen viel näher an den Zielen der Erziehungsreform zu liegen. In ihren Antworten bevorzugen 45 von 60 Befragten die schriftliche und mündliche Klarheit, die Fähigkeit, „sich deutlich auszudrücken und die Ideen unmissverständlich zu übermitteln“, „dass der Gesprächspartner einen richtig versteht“, und nur wenige erwähnen die „richtige Aussprache“ und „die nicht finiten Verbzeiten (sic) und Strukturen richtig zu gebrauchen“. Es ist jedoch nicht naheliegend, dies als einen Erfolg der Reform zu betrachten, da viele von ihnen sie nur wenige Jahre genossen und diejenigen, die über 27 Jahre alt sind, die Sekundarschule vor ihrer Inkraftsetzung beendet haben.

Unter den Studierenden aus der Provinzhauptstadt Posadas, von denen einige Exakte Wissenschaften an der nationalen Universität, jedoch andere entweder Jura an der katholischen oder an einer anderen Privatuniversität studieren, drücken sich 8 von 45 gegen die „Vermischung“ mit Guaraní aus; einer der Studenten sagt, dass man die Wörter nicht mischen darf, „man darf nicht *jaguá* [„Hund“ auf Guaraní] statt *perro* [„Hund“ auf Spanisch] sagen“. Dass eine solche Bemerkung in Gegenden des Sprachkontakts auftritt, spiegelt wider, dass der Monolinguisismus als Sprachideologie weiterhin vorherrschend ist – auch in den offiziellen Schulplänen, die zwar die Achtung der Minderheitensprachen und –kulturen vorschreibt, aber die gleichzeitig das Fach „spanische Sprache“ einfach „Sprache“ [„Lenguaje“] nennen. Deshalb wird bei diesen Studierenden „gutes Spanisch sprechen“ gleichbedeutend mit „gut sprechen“

Dazu muss allerdings in Betracht gezogen werden, dass die Schüler, deren Muttersprache nicht das Spanische ist und die außerhalb der Großstädte leben, meist aus wirtschaftlichen Gründen nicht die Schulklassen erreichen, die die Umfrage erfasste. Zu erwähnen ist auch, dass in keiner der

¹⁷ Das Auslassen oder die Aspiration des *-s* als Pluralmorphem wird i.a. als unkultiviert angesehen (etwa wie im Deutschen das Verwechseln von Dativ und Akkusativ).

408 Umfragen der Gebrauch englischer Wörter im Spanischen, den argentinische Journalisten oft als „Überfremdung der Sprache“ thematisieren, erwähnt wurde. Nur einige Sekundarschullehrer drückten ihre allgemeine Sorge über „das Einfügen von Wörtern einer anderen Sprache“ aus. In der Umfrage gab es allerdings keine spezifische Frage dazu, sodass diese Bemerkungen zur „Vermischung“ spontan auftraten. Es ist unschwer daraus zu folgern, dass durch die Wertschätzung des Englischen und anderer Fremdsprachen das Einfügen von Fremdwörtern eventuell als „snobistisch“ eingeschätzt wird, während Wörter aus Indiosprachen eher als „Fehler“ anmuten.

Was die Lehrer angeht, die ja beruflich mit den neuen Inhalten des Spanischunterrichts konfrontiert wurden, kann man bei der geringen Anzahl an Umfragen (57) nur tendenziell angeben, dass sie eine Art Mittelstellung zwischen Tradition und Reform entwickelten: Ihre Sorgen betreffen einerseits „die gute Aussprache“, „die Beherrschung der Syntax und des Wortschatzes“ und „den richtigen Gebrauch der Grammatikregeln und der Tempora“, andererseits „die der Sprechsituation angemessene Wort-, Emphase-, Pausen- und Registerwahl“.

5. Diskussion der Ergebnisse

Die Glaubwürdigkeit der Umfrageergebnisse ist natürlich begrenzt, und nicht nur aus methodischen Gründen (Anzahl, Streuung, Steuerung der Antworten durch den Wortlaut der Fragen usw.): Wie die Ideologie im allgemeinen, ist die Sprachideologie der meisten Befragten nicht homogen, einheitlich und stabil. In diesem Falle werden die Antworten zweifellos vom Schulkontext bedingt, der sowohl bei den Lernenden als auch bei den Lehrenden nur einen Aspekt ihrer – wie immer multiplen – Identität darstellt. Es ist durchaus möglich, dass die Ergebnisse in einer anderen Situation bis zu einem gewissen Grade anders ausgefallen wären, da die Antworten von den schulischen Sprachkriterien bezüglich dessen, was „richtig“ und was „falsch“ ist, geleitet werden, so wie sie sich im Lehrerdiskurs und in den Schulbüchern niederschlagen. Dies ist auch so, weil der Gebrauchswert und das Prestige einer Varietät nicht nur mit den Arbeitsmöglichkeiten oder mit der Gemeinschaftszugehörigkeit zu tun haben, sondern im Schulwesen auch mit dem Bestehen der Fächer. Erfahrungsgemäß verteidigen die gleichen Menschen, die innerhalb der Schule behaupten, dass die Argentinier ein schlechtes Spanisch sprechen, die Sprache der Argentinier, wenn man sie fragt, ob die Bolivianer oder die Paraguayer besser als die Argentinier sprechen.

Ferner hat sich die Umfrage mit den *Sprachvorstellungen*, nicht mit dem konkreten *Sprachgebrauch* beschäftigt. Doch ist die dialektische Beziehung zwischen Vorstellung und Gebrauch recht komplex: Wie es zuerst Philippe Gardy und Robert Lafont (1981: 75-91) für die Repräsentationen der okzitanischen Diglossie gezeigt haben, beeinflussen sie sich gegenseitig.

Trotz all dieser Einschränkungen erlauben die Umfragen wohl einige Schlussfolgerungen. Wir sind davon ausgegangen, dass die Sprachideologie der neuen Schulpläne einen Einfluss sowohl auf den spanischen Sprachgebrauch als auch auf die Repräsentationen dessen, was gutes Spanisch und wer seine guten Sprecher sind, ausüben könnte. Die Ergebnisse zeigen jedoch praktisch das Gegenteil: Die Ziele und Sprachvorstellungen, die die Schulreform plante, werden eher von denjenigen geteilt, die nicht von ihr betroffen wurden. Dass die älteren Befragten eher zu kommunikativen Zielen neigen und als gute Spanischsprecher diejenigen ansehen, die sich professionell mit der Sprache beschäftigen oder im Landesinnern leben (und nicht die Familie oder die Argentinier im allgemeinen), hängt wohl mit einer größeren Erfahrung, mit der Anpassung an die Schulsprachideologie („richtig ist, was die Schule lehrt“), aber auch mit historischen Faktoren wie die Rivalität Buenos Aires-Landesinneres zusammen. Dass weniger Erwachsene als in früheren Umfragen „die Spanier“ und einzelne Persönlichkeiten, z.B. ein bekannter Universitätsprofessor und Journalist, Mariano Grondona, der seine Auslegungen oft etymologisch begründet, als gute Spanischsprecher ansehen, kann sowohl ideologische als auch praktische Gründe haben: Die Stabilisierung der politischen und wirtschaftlichen Situation des Landes in den letzten Jahren sowie der Ausbau des Mercosur lassen das argentinische Spanisch wieder als achtungswert erscheinen; die gleichzeitige Krise des Schulwesens und die sprachliche Verflachung massiver Fernsehsendungen (z.B. die lokale Version des „Big Brother“), sowie die Millionen SMS-Botschaften mit ihrer skurrilen Schreibweise, die die Halbwüchsigen über ihre Mobiltelefone senden, haben zu einer Abwertung der Normvorstellung geführt.

Die Umfragen beweisen also eigentlich, dass die Ziele und Sprachvorstellungen der Schulreform 1994 nicht gescheitert, sondern nur sehr beschränkt zur Anwendung gekommen sind, da es – falls die Planer überhaupt die Wirklichkeit und ihre Veränderungsmechanismen richtig eingeschätzt haben – jahrelang dauert, bis eine Reform des Sprachunterrichts sich ihren Weg von den Ministerien zu den Lehrerausbildungsinstituten, von diesen zu den verschiedenen Lehrergenerationen und von den Lehrern zu den Schülern bahnt.

Literaturangaben

- Arnoux, Elvira, 2006. "Marcar la nación en la lengua: la reforma ortográfica chilena", *AMBITOS*, 16. *Revista de estudios de ciencias sociales y humanidades*.
- Arnoux, Elvira u. Roberto Bein, 2004. "Dar con su voz: discusiones en torno a *El idioma de los argentinos*, de Jorge Luis Borges", in *Tram(p)as* n° 26: 8-19.
- Asencio, Pilar, 2000. „Malas palabras en televisión y una propuesta de defensa del idioma: representaciones y acciones sobre la lengua”, Ms.
- Bein, Roberto, 2007. "Leyes de educación, lenguas y proyecto político", in *III Encuentro Internacional de Investigadores de Políticas Lingüísticas*, Asociación de Universidades Grupo Montevideo, Universidad Nacional de Córdoba: 199-206.
- Di Tullio, Lucía Ángela, 2004. "Los amores de *Giacumina* y las posibilidades del cocoliche", in Georg Kremnitz und Joachim Born (Hrsg.): *Lenguas, literaturas y sociedad en la Argentina*. Wien: Praesens, 111-121.
- Fontanella de Weinberg, Beatriz, 1986. *El español bonaerense. Cuatro siglos de evolución lingüística*. Buenos Aires: Hachette.
- García, Roberto J., Fernando Matiussi, Graciela Aybar de Mopty, 1999: "Actitudes lingüísticas en Tucumán. Conciencia sociolingüística e identidad", in Roberto García (coord.), *Lenguaje, Educación e Ideología*. Cuadernos de Política Lingüística. Centro de Estudios Interdisciplinarios de Política y Planificación Lingüística, Universidad Nacional de Tucumán, 11-66.
- Gardy, Philippe et Robert Lafont, 1981. «La diglossie comme conflit : l'exemple occitan », in *Langages* n° 61, 75-91.
- Varela, Lía, 1999. "Ideas sobre el lenguaje y proyectos de país. Posiciones en el debate de 1837", in Elvira Arnoux y Roberto Bein (Hsg.): *Prácticas y representaciones del lenguaje*. Buenos Aires: EUDEBA.

Regierungstexte

- CBC, 2003: Ministerio de Cultura y Educación de la Nación Argentina: *Contenidos Básicos Comunes*.
- Ministerio de Cultura y Educación de la Nación Argentina, 1993: *Ley Federal de Educación* N° 24.195.

Varium:

Lumières et perversion des Lumières en Occident

Elisabeth ROUDINESCO, Paris

Quand Georg Kremnitz m'a fait l'honneur de m'inviter à donner cette conférence plénière, je me trouvais, comme toujours, incapable de définir un sujet. D'autant qu'il me laissait libre de choisir de quoi j'allais parler. Au fil des contacts que nous eûmes, et à mesure que se déployait le programme de ce symposium avec ses multiples questionnements sur le devenir des théories du discours et de la communication, sur le postmodernisme, sur la science des textes et des identités culturelles, je fus amenée à inventer un thème qui pourrait convenir tout autant à cette réunion qu'à mes propres recherches. Et comme j'étais en train de rédiger un ouvrage sur les multiples métamorphoses de la perversion, mot et concept, j'ai décidé en hommage à Adorno, philosophe qui m'a beaucoup marquée et grand lecteur de Freud, de traiter de la question du renversement des idéaux des Lumières en leur contraire. D'où ce titre un peu bizarre : Lumières et perversions des Lumières en Occident.

J'aurais dû être plus précise avec ce mot *occident* et parler de la période contemporaine, c'est-à-dire des mutations des représentations du bien et du mal dans la société occidentale du XX^e siècle.

On parle en effet beaucoup aujourd'hui de telles mutations. On ne cesse de se demander pourquoi la démocratie, qui reste le meilleur système de gouvernement des hommes, ne parvient pas à éviter certaines des dérives qui sont le fait des tyrannies et des dictatures. Pourquoi, par exemple, le progrès des sciences, qui est incontestable, et qui est source d'une amélioration sans précédent de la vie humaine, peut aussi se retourner contre ses propres principes. Mais avant d'aborder cette question, je vais donner quelques définitions des termes que j'utilise.

Forgé à partir du latin *perversio*, le substantif *perversion* apparaît entre 1308 et 1444. Quant à l'adjectif *pervers*, il est attesté en 1190 et dérive de *perversus*, participe passé de *pervertere*. Cependant, la notion ne sera conceptualisée qu'au milieu du XIX^e siècle, lorsque la psychopathologie inventera un discours visant à ranger, en une nosologie, l'ensemble des comportements

humains et donc à transformer le pervers – c'est-à-dire le perverti ou le corrupteur – en un malade atteint d'anomalies et de déviations, dans un monde où la sanction divine aura pris le visage d'une science de la mesure.

Pervertere signifie donc retourner, renverser, inverser mais aussi éroder, dérégler, commettre des extravagances. Est donc pervers – il n'y a en français qu'un adjectif pour plusieurs substantifs – celui qui est atteint de *perversitas*, c'est-à-dire de perversité, de volonté de détruire, de s'auto-détruire, de se nuire sciemment à lui-même, de faire le mal, de cultiver l'infamie, l'obsécrité, et de lancer à la société, sinon à dieu ou aux dieux, le plus grand des défis : montrer non seulement que l'on peut jouir du mal mais que c'est par cette jouissance que l'on peut accéder à la beauté suprême de l'art.

Le pervers est ontologiquement cruel, sans affect, ni émotion parce qu'il a fait de son corps une souillure et de son âme l'instrument d'une souffrance qu'il s'inflige d'abord à lui-même pour mieux l'imposer aux autres. Le terme de perversion conserve donc, dans toutes les langues européennes, mais à des degrés divers, la trace de son ancienne désignation : il y a toujours de la perversité dans la perversion.

En anglais, il y a une floraison de mots, comme si, de longue date, cette langue savait en exprimer toutes les facettes. *Perverse* signifie méchant, entêté dans le mal. *Perverseness* renvoie à perversité, au même titre que *perversity*, à quoi correspond l'adjectif *pervert* au sens de perverti, apostat, mais aussi le verbe *pervert*, qui signifie dépraver, détourner. Quant au substantif *perverter* il désigne le pervertisseur. *Perversion* au sens moderne, s'est imposé comme terme issu des classifications de la psychopathologie.

En allemand, le terme *Perversion* a été inventé par les sexologues, puis imposé dans la clinique germanophone comme terme savant, alors que dans le vocabulaire courant, on dit *verderben* pour corrompre, se corrompre ou détériorer. *Verderben* signifie corruption, *verderblich* pernicieux, *Verderbnis* perversion dans un sens fort. *Verderbt* pour dépravé, tout cela englobe la perversité.

En général, la racine latine s'est imposée dans toutes les langues romanes. Mot quasi-universel aujourd'hui, sauf dans le vocabulaire récent de la psychiatrie où il a été aboli au profit de *paraphilie* pour désigner, de manière non péjorative, les anciennes perversions sexuelles, comme si l'on voulait les dénier ou les abolir.

Une fois cerné le terme, il faut revenir à ce qu'il évoque quand on parle, non plus de perversion sexuelle, ou d'attitude psychologique mais d'un processus historique par lequel l'idéal du bien ou du progrès se retourne en son contraire. Comment les Lumières peuvent-elles devenir *obscures, sombres* et ne plus véhiculer l'idée de l'amélioration possible de l'homme mais au contraire

son abaissement? Comment peuvent-elles être perverties ou se pervertir elles-mêmes au point de contrarier le projet initial qu'elles recelaient? Je crois qu'il s'agit-là de la grande question moderne dans la mesure où nous avons assisté en Occident à un progrès considérable, mais qui n'est advenu qu'après un siècle – le XX^e – le plus sanglant de toute notre histoire.

Nous sommes entrés dans l'ère de la société marchande, après que l'Europe eut triomphé de la barbarie nazie – perversion absolue –, mais aussi après l'effondrement du communisme, ce qui est une tragédie. Car, à la différence du nazisme, le communisme était porteur d'un idéal des Lumières qui s'est retourné en son contraire. Et donc, nous vivons aujourd'hui dans un monde unilatéral, standardisé, mondialisé, qui efface les différences, abolit la culture au profit de l'argent, substitue la jouissance des corps à l'expression du désir, privilégie l'émotion et la mémoire plutôt que la raison et l'histoire.

En un mot, si le nazisme a été l'aboutissement d'un processus de dénaturation du savoir scientifique le plus sophistiqué d'Europe – puisqu'il a eu pour projet l'éradication du genre humain –, et si le stalinisme a été la forme pervertie de l'idéal communiste, la société post-industrielle est la version pervertie de l'idéal moral du capitalisme qui avait pour objectif initial de favoriser toutes les libertés humaines, quitte à privilégier le principe de liberté sur celui d'égalité. A la place de cet idéal, on a aujourd'hui la dictature du corps, de l'émotion, de la folie de nuire à autrui pour mieux le traiter en victime, et enfin du viol de l'intimité par les médias.

La philosophie de ce retournement porte un nom : c'est la révolution dite cognitive ou cognitiviste, le nouveau fanatisme des temps modernes, le petit fascisme ordinaire comme disait Deleuze. Je donne ce nom générique à une idéologie aux facettes multiples et souvent contradictoires, mais qui a envahi, sous diverses dénominations, tous les savoirs contemporains. S'appuyant sur les sciences les plus évoluées d'aujourd'hui – biologie, génétique, science du cerveau, neurologie –, cette idéologie préconise la disparition de toute forme de subjectivité humaine au profit d'une naturalisation éthologique de tous les comportements humains, assimilés peu ou prou à des conduites innées, sur lesquelles aucun autre déterminant n'a d'effet : ni le social, ni le psychique, ni l'histoire. Cette révolution, qui n'est pas matérialiste au sens strict – puisqu'elle ne se préoccupe pas des conditions matérielles dans lesquelles se déroulent l'existence humaine – préconise donc l'abolition de toutes les théories qui reposent sur le principe d'une subjectivité ou d'une historicité de l'homme. Elle en attribue la genèse à la métaphysique et donc à une pensée du divin et de la transcendance. Aussi prône-t-elle la disparition de l'histoire – et donc de la philosophie de l'histoire –, la disparition de

l'inconscient et du désir – et donc des processus psychiques décrits par la psychanalyse –, et enfin la disparition de l'anthropologie classique fondée sur la différenciation de la nature et de la culture. En conséquence, elle valorise, non pas une déconstruction des frontières, au sens de Derrida, mais une abolition de toutes frontières et donc de toute distinction possible entre les espèces du monde animal. Disparition de l'exception humaine, de l'espèce humaine en tant qu'elle serait la seule à penser le monde avec la raison et le langage.

Selon cette révolution, qui substitue le déterminisme biologique et physiologique à tous les autres déterminismes – culturels, sociaux, psychiques – nous serions, non pas des descendants du singe, appartenant au règne animal, mais des êtres biologiques sans pensée ni histoire, non pas des bêtes mais des sous-animaux, puisque, à cause des méfaits que la civilisation a induits en nous, nous serions incapables de vivre selon cet idéal de naturalisation. Pour créer l'homme nouveau conforme à cette révolution, il faudrait nous "renaturaliser", c'est-à-dire nous habituer à vivre comme des rats de laboratoire sur lesquels la science aurait tous les droits, y compris celui de nous signifier que nous ne sommes rien d'autre que des gènes et des neurones et que donc notre vie intellectuelle, spirituelle, culturelle n'a aucune valeur.

On sait bien pourtant que le monde animal – dont nous faisons partie – n'est pas exactement semblable au monde humain proprement dit. Car si nous sommes des animaux, nous sommes aussi des animaux très particuliers, capables du meilleur et du pire, ce dont les animaux, nos cousins de l'autre espèce ne sont pas capables. Nous savons penser que nous existons, nous savons parler, nous savons inventer des lois, créer des œuvres, nous savons être sublimes quand il le faut mais nous sommes aussi capables, non pas de tuer, comme les animaux, mais de jouir de la souffrance que nous imposons aux autres, ce dont les animaux sont incapables. Les animaux sont meurtriers mais jamais pervers, car ils ne savent pas qu'ils sont meurtriers et ne peuvent donc pas se réjouir de ce qu'ils font : ils ne sont pas tortionnaires, comme nous les sommes, ils ne transgressent pas les lois puisqu'ils sont soumis aux lois de la nature.

Il n'empêche que la nouvelle approche cognitive établit un continuum absolument radical entre les modèles humains et les modèles animaux, quitte d'ailleurs à pervertir les relations entre les hommes et les bêtes – en soutenant que celles-ci peuvent être perverses – ou encore à évaluer les émotions humaines comme on évalue les débris d'un navire ou d'un avion après une catastrophe. Ainsi, selon cette étrange conception du genre humain, un traumatisme ne sera pas évalué à partir de la prise en compte de la souffrance

réelle de chaque sujet, mais en fonction d'une échelle prédictive. Cette grille d'évaluation s'est imposée, notamment après le 11 septembre 2001, dans le but d'indemniser au moindre coût les victimes. Ainsi, la perte d'un conjoint est évaluée à 100, celle d'un cousin à 50, etc. De même pour l'évaluation du handicap consécutif à la catastrophe. Toutes les cellules psychologiques dont on vante les mérites aujourd'hui ont pour objectif avoué, sous couvert de compassion, d'évaluer le coût financier d'un traumatisme afin de déterminer si la personne pourra ou non retravailler ou être déclarée inapte.

Dès le milieu du XIX^e siècle, les penseurs des Lumières sombres ont pressenti, à des degrés divers, cet incroyable retournement qui a abouti à la transformation des hommes en choses. Ils ont été aussi hostiles à l'obscurantisme – se situant donc du côté de la science et du matérialisme – qu'insoumis à l'idée que l'histoire serait linéaire et orientée vers un avenir radieux.

Historiquement, l'esprit des Lumières naît avec la Renaissance et l'effondrement de l'ancienne représentation du Cosmos, dominée par la puissance divine et la croyance en un géocentrisme, selon lequel la terre serait immobile au centre de l'univers. Mais c'est au XVIII^e siècle que naît véritablement l'esprit des Lumières et la volonté d'éclairer, et non point d'obscurcir le monde, dans une relation mystique à dieu. Les Lumières depuis Kant se définissent, on le sait, par la possibilité pour l'homme d'user librement de la raison. Elles se fondent sur la certitude en l'existence chez l'homme d'un esprit critique, capable de récuser la croyance et les faux savoirs. Les Lumières privilégient le jugement singulier et enfin, elles se caractérisent par la constitution d'une opinion publique.

Mais ce primat accordé à l'opinion publique, s'il est nécessaire, n'est pas suffisant, puisque l'opinion publique, quand elle n'est pas "éclairée" par les Lumières, peut être l'instrument le plus redoutable d'un anéantissement de l'esprit des Lumières. L'homme risque toujours, en effet, de passer d'une tutelle à une autre, de remplacer l'ancien ordre divin par un ordre de la raison et de la science, lequel peut se renverser en son contraire en devenant un dogme aussi tyrannique que celui que l'on voulait abolir.

D'où le fait que pour que les "vraies" Lumières existent, il faut, comme l'a montré Elisabeth Badinter, que se créent les conditions pour que l'opinion publique soit éclairée par des représentants des savoirs, lesquels deviennent les médiateurs entre le pouvoir politique et l'opinion publique. Ils développent d'abord un désir de gloire et une exigence de dignité, qui les assurent d'une consécration auprès de l'opinion, et ensuite, ils manifestent une volonté de pouvoir, soit en étant les conseillers des princes, soit en entrant eux-mêmes

en politique, mais avec le risque d'un retournement qui les amène à perdre leur liberté intellectuelle et donc à ne plus être porteurs de l'esprit des Lumières, mais inféodés à une idéologie dominante.

C'est bien à l'intérieur des Lumières que va naître le mouvement critique de cet idéal visant à éclairer les princes et les peuples. Avec l'avènement du capitalisme bourgeois, les intellectuels ne sont plus du tout dans la même situation. Ils ne peuvent éclairer le peuple qu'en refusant d'être les conseillers des princes : l'exemple le plus illustre est celui de Victor Hugo, puis de Zola.

Presque tous les écrivains du XIX^e siècle ont été hantés par cette question. Et, bien sûr, on en trouve des traces dans toute la philosophie allemande, chez Nietzsche particulièrement. L'avènement des masses dans l'histoire et la naissance de cette fameuse "opinion publique", si caractéristique de l'avènement des Lumières, a été ressenti par ces auteurs "pessimistes" et parfois conservateurs, comme un fléau. On songe ici aux écrivains du XIX^e siècle, de Flaubert à Dostoïevski, en passant par Wilde, Huysmans, et bien d'autres encore. Ils furent conscients du fait que le culte de l'égalité, qui visait à remplacer la culture des élites par celle de l'opinion, risquait de favoriser le contraire d'une véritable égalité fondée sur l'accès de chacun à la raison. A force de vouloir l'égalité pour tous, disaient-ils, on finirait par mettre en cause l'esprit de liberté dont seuls peuvent être porteurs les élites éclairées. Contradiction donc entre les grands adeptes d'une liberté individuelle, conçue comme seule capable de transmettre les Lumières, et les partisans de l'avènement d'une société égalitaire, pensée comme seule capable de porter l'aspiration des peuples à un idéal de progrès.

Au XIX^e siècle, ceux qui portent les Lumières ont certes des relations avec le pouvoir politique mais ils se posent en éclaireurs du peuple contre un pouvoir jugé détestable. Ou alors, ils renoncent à tout pouvoir d'éclairer pour se tourner vers l'esthétique, vers l'art : c'est le cas bien entendu de Flaubert ou Baudelaire mais aussi de Oscar Wilde ou de Proust, lequel, à travers la description d'une noblesse jetant ses derniers feux et ayant transformé sa vie en une œuvre d'art préfère mourir plutôt que de survivre dans un monde honni. A ce titre, ces intellectuels – même les plus pessimistes et les plus anti-Lumières – prolongent le mouvement des Lumières à travers un "contre-mouvement", celui des Lumières sombres. Si l'expression d'anti-Lumières vient de Nietzsche, qui désignait ainsi tout un courant attaché à la haine de la Révolution et de la démocratie – de Burke à Wagner –, la notion de Lumières sombres, que je reprends à Theodor Adorno, désigne tout autre chose : précisément l'idée de critiquer les excès liés à la croyance au bonheur et au progrès, critiquer l'idéal bourgeois, sans pour autant abandonner l'esprit des Lumières.

Contre les anti-Lumières d'ailleurs, Nietzsche voulait allumer de nouvelles Lumières, et c'est dans cet esprit que l'on peut situer Freud comme nietzschéen. Il a rallumé l'esprit des Lumières sans céder aux illusions d'un optimisme trop linéaire. Freud est un mélange de Diderot, de Sade et de Voltaire sur fond de romantisme devenu scientifique, comme le soulignera Thomas Mann.

Fasciné par la mort et le sexe, mais soucieux d'expliquer de façon rationnelle les aspects les plus cruels et les plus sombres de l'âme humaine, Freud eut l'idée que je trouve géniale de rapporter à la grande scène des dynasties tragiques de la Grèce ancienne la petite affaire privée de la famille bourgeoise "fin-de-siècle" dont s'occupaient à la même époque que lui tous les psychologues spécialisés dans l'étude des névroses : "Chaque auditeur, dit-il, fut un jour en germe, en imagination, un Oedipe qui s'épouvante devant la réalisation de son rêve transposé dans la réalité." A la figure d'Œdipe, il ajouta celle d'Hamlet, héros coupable, confronté au spectre d'un père réclamant sa vengeance.

Que le complexe d'Œdipe – tuer le père et épouser la mère – soit ensuite devenu, par la faute même des psychanalystes, une psychologie familialiste ridicule, dénoncée à juste titre par de nombreux philosophes, n'enlève rien à la force d'un geste inaugural qui consista à placer le sujet moderne face à son destin : celui d'un inconscient qui, sans le priver de sa liberté de penser, le détermine à son insu. Freud critique donc l'idéal de liberté selon les Lumières mais il effectue une relève de l'esprit des Lumières. Révolution du sens intime, la psychanalyse eut pour vocation première de changer l'homme en montrant que le "Je est un autre" et que "le moi n'est pas le maître en sa demeure". Par ce geste, Freud s'est démarqué des psychologues et sexologues de son temps en rendant lisible notre vie inconsciente en dehors de toute "science" des comportements. Il a donné un contenu littéraire et philosophique à ce domaine au lieu de prétendre l'examiner par les moyens de la science positive. Et cela même si, de façon ambivalente, il n'a eu de cesse de vouloir donner un contenu scientifique à sa doctrine.

Freud fut autant un penseur de l'irrationnel et de la déraison qu'un théoricien de la démocratie attaché à l'idée que seule la civilisation, c'est-à-dire la contrainte d'une loi imposée à la toute-puissance des pulsions meurtrières, permettait à la société d'échapper à une barbarie désirée par l'humanité elle-même.

S'il ne fut jamais un grand lecteur de Sade, il partageait cependant avec lui l'idée que l'existence humaine se caractérise moins par une aspiration au bien et à la vertu que par la quête d'une permanente jouissance du mal :

pulsion de mort, désir de cruauté, amour de la haine, volonté du malheur et de la souffrance. Pour cette raison, il réhabilita la belle idée selon laquelle la perversion – et donc l'inversion des Lumières en leur contraire – est nécessaire à la civilisation en tant que part maudite des sociétés humaines et de l'homme lui-même. Mais, au lieu d'ancrer le mal dans l'ordre naturel du monde, comme le faisait Sade, et plutôt que de faire de l'animalité de l'homme le signe d'une infériorité raciale, comme le faisaient les sexologues de son époque, adeptes de la théorie de la dégénérescence, il préféra soutenir que seuls les arts, la civilisation et la culture étaient capables d'arracher l'humanité entière à sa propre volonté d'anéantissement. Telle est donc cette vision freudienne des Lumières nécessairement lumineuses pour éclairer la partie sombre de l'homme – désir de mort et volonté de destruction –, nécessairement sombres pour réactualiser la part lumineuse de la raison humaine. De la se déduit la conception politique de Freud.

Freud préférait la monarchie constitutionnelle anglaise à la souveraineté républicaine de l'an 1 instaurée par la Convention (24 juin 1793) : la première incarnait à ses yeux une culture de l'ego, un moi puritain capable de maîtriser ses passions, une droiture morale, une éthique de la contrainte; l'autre au contraire représentait pour lui le territoire du ça, l'esthétique du désordre, de la libido et de la foule pulsionnelle; en bref, une irruption de forces incontrôlables mais non dénuées de séduction. Le masculin d'un côté avec l'admiration pour Cromwell, le féminin de l'autre avec la fascination pour Charcot et les démonstrations de la Salpêtrière.

Au-delà de cette bipolarité entre l'Angleterre et la France, et de cette inscription de la différence des sexes dans ses choix culturels, Freud souligna sans cesse, de *Totem et tabou* à *L'Homme Moïse*, que le meurtre du père était toujours nécessaire à l'édification des sociétés humaines. Mais, une fois l'acte accompli, ladite société ne sort de l'anarchie meurtrière que si cet acte est suivi d'une sanction et d'une réconciliation avec l'image du père. Autrement dit, Freud croit à la fois à la nécessité du meurtre et à celle de l'interdit du meurtre, à la nécessité de l'acte et à la reconnaissance de la culpabilité sanctionnée par la loi. Il croit que toute société humaine est traversée par la pulsion de mort, une pulsion de mort impossible à éradiquer mais il soutient aussi que toute société de droit suppose l'existence du pardon, du deuil, de la rédemption.

Sans doute peut-on déduire de cette position l'idée que la psychanalyse est à la fois régicide, puisqu'elle s'appuie sur cette thèse freudienne de la nécessité de l'acte meurtrier, et hostile à toute forme de mise à mort – de supplice ou de peine de mort – puisque l'acte, même s'il se répète dans

l'histoire des révolutions, doit être suivi d'une sanction qui tend à abolir la possibilité du crime et donc de l'exécution capitale?

C'est depuis leur exil américain que Theodor W. Adorno et Max Horkheimer, se livrent en 1947, dans un livre célèbre, *La dialectique de la raison*, à une longue digression sur les limites de la raison et les idéaux du progrès. *Aufklärung* en allemand se traduit à la fois par Lumières et raison. Penseurs des lumières sombres, eux aussi, ils avaient tous deux intégré l'idée freudienne selon laquelle la pulsion de mort – sous la forme de la jouissance du mal – ne saurait trouver ses limites que par la sublimation, seule manière d'accéder à la civilisation : “Les hommes sont maintenant parvenus si loin dans la domination des forces de la nature, avait dit Freud en 1930, qu'avec l'aide de ces dernières, il leur est facile de s'exterminer jusqu'au dernier.”

L'exemple de l'Allemagne montrait en effet que les idéaux du progrès pouvaient être retournés en leur contraire, dès lors que les représentants de la classe dominante, par peur de l'irruption des masses, cédaient au mal absolu en déléguant tous leurs pouvoirs aux idéologues les plus populistes, les nazis, issus pour la plupart du monde du crime, de la pègre, de la médiocrité revancharde – l'opinion publique sous sa forme hideuse –, porteuse d'un projet de destruction radicale de la raison et du genre humain. Et pour étayer leur argumentation, les deux philosophes de l'École de Francfort associent les noms de Kant, de Sade et de Nietzsche, tout en faisant de *L'histoire de Juliette*, le moment dialectique par lequel la jouissance de la régression (*amor intellectualis diaboli*) s'était métamorphosée, dans l'histoire de la pensée occidentale, en un plaisir de détruire la civilisation avec les armes mêmes de la civilisation.

Loin d'affirmer, comme le feront certains, que l'œuvre de Sade pouvait être lue comme une préfiguration du nazisme, ils annonçaient plutôt que l'inversion sadienne de la loi ressemblait à une “historiographie anticipée de l'ère totalitaire”. En continuant à haïr le divin Marquis, disaient-ils en substance, les adeptes du positivisme bourgeois n'avaient fait que refouler leur désir d'anéantissement pour emprunter le masque de la plus haute moralité. Aussi avaient-ils été conduits à traiter les hommes comme des choses, puis, à mesure que les circonstances politiques s'y prêtaient, comme des détritres impropres à la normalité humaine, et enfin comme des montagnes de cadavres.

Par delà la césure historique d'Auschwitz – en tant que paradigme de la plus grande perversion possible de l'idéal de la science –, Adorno et Horkheimer soutenaient donc que l'entrée de l'humanité dans la culture de masse et dans la planification biologique de la vie risquait fort d'engendrer de nou-

velles formes de totalitarisme, si la raison ne parvenait pas à se critiquer elle-même, ni à surmonter ses tendances destructrices.

C'est bien à partir de l'événement d'Auschwitz que ces auteurs – auxquels il faut ajouter Foucault, Arendt, Lacan, bien d'autres encore – je pense notamment à Derrida et à son livre *Spectres de Marx* – tentaient, chacun à sa manière, de rendre compte d'une forme nouvelle de perversion, de détournement, de ruse, qui dérivait tout autant d'une autodestruction de la raison que d'une métamorphose très particulière de la relation à la Loi, par lequel des hommes ordinaires s'étaient autorisés à commettre, au nom de l'obéissance à une norme, le crime le plus monstrueux de toute l'histoire du genre humain.

Or, il est évident aujourd'hui que ce qu'annonçait Adorno, comme un *au-delà du nazisme*, un *après Auschwitz*, est en train de se réaliser puisque nous assistons, avec l'avènement de ce nouveau capitalisme financier, à une nouvelle dissolution du genre humain qui bien entendu n'a rien d'un massacre collectif, ni d'un génocide. La classe dominante d'aujourd'hui n'est plus une classe dominante car elle est elle-même noyée dans le flot de la mondialisation. Elle ne règne plus sur des hommes mais sur des choses que l'on peut délocaliser, mesurer. Sur des choses désobjectivées à son image. Cette classe dominante est elle-même menacée par ce qu'elle a produit et, à cet égard, la révolution cognitive lui fournit la morale qui lui manquait, une morale qui lui permet de ne plus avoir honte d'elle-même et donc de s'identifier avec bonheur et exhibitionnisme au pragmatisme des échelles d'évaluation, quitte d'ailleurs à en devenir elle-même la victime.

Freud fut le prophète laïc d'une théorie de la subjectivité, dont la philosophie occidentale était garante, et qui, au fond, prônait l'idée que l'on peut corriger les effets négatifs du retournement de la raison en son contraire. Or, à travers l'anti-freudisme qui domine la planète, ce qui est mis à mal, dans la société post-freudienne, c'est cette tradition philosophique. Contre elle, et avec le désir impérieux de l'abolir, les tenants anonymes de la révolution cognitive – je dis cela car ils n'ont pas de noms, ce qui leur permet de ne jamais être identifiés, ou de nier qu'ils font ce qu'ils font – prônent une nouvelle sorte d'utopie de l'homme nouveau : non pas la race des seigneurs comme le nazisme, non pas l'homme égalitaire de la société communiste, non pas non plus l'individu libre du capitalisme bourgeois classique, qui suppose une éthique, mais la fin de l'exception de l'homme et la dissolution de sa raison dans des pratiques du corps, du sexe et du comportement, qui se réclament autant d'une idéologie de la jouissance contrôlée que de l'asservissement de soi.

Dans cette perspective, sont ainsi évacuées l'idée même de désir, l'idée même de conscience et d'inconscient, l'idée même d'une possible aspiration à une quelconque liberté. Au nom d'un progrès ultime, celui de la tranquille abolition du sujet et donc du tragique, du conflit, etc., on serait sommé désormais de n'être plus qu'un corps biologique dont le capitalisme mondial, qui commande les États, gère les dissonances à coups d'évaluations et d'obligations diverses : obligation de tempérer sa libido, de ne pas manger, de ne pas boire, de ne pas faire d'excès, de ne transgresser aucun interdit, en bref, de ne susciter aucune dépense gratuite susceptible de nuire à la société.

Jouissance des corps contre sujet désirant. Dans un tel contexte, l'adhésion à une discipline des âmes, évaluée par la science se substitue à l'enseignement de la philosophie. Et de même, la sexologie vise à remplacer la psychanalyse dans l'appréhension des nouvelles pratiques de la sexualité, alors même que celle-ci était née, à la fin du XIX^e siècle, d'une séparation d'avec la sexologie, c'est-à-dire d'un refus de réduire les pratiques sexuelles à un grand catalogue de l'anormalité : actes pervers, délictueux, criminels.

En conséquence, c'est la pornographie, comme épuisement du désir, qui est devenue la figure dominante de la sexualité démocratique marchande à l'ère post-freudienne et Adorno l'avait annoncée. Non pas la pornographie au sens classique, telle que la pratiquaient les aristocrates libertins, non pas la pornographie en tant qu'elle serait un privilège accordé à la pratique de la prostitution et à la contemplation ou à l'exhibition de choses obscènes. Non pas la pornographie au sens de l'inversion radicale de la Loi prônée par Sade. Car cette tradition suppose l'existence d'une norme que l'on transgresse, que l'on défie, comme le libertin ou le mystique défiaient Dieu, l'un pour lui opposer la figure hétérogène du mal, l'autre pour incorporer le mal à force de faire de son propre corps le dépositaire des supplices subis par les martyrs chrétiens : flagellation, jeûnes, salissures, tortures, mortifications, etc.

Il ne s'agit pas de cela de nos jours, mais bien plutôt de la valorisation d'une pornographie parfaitement dénuée de toute transgression, une pornographie organisée, hygiénisée, maîtrisée, moralisée, sans souillure, et donc commandée par un puritanisme qui serait son envers. Plus la société occidentale valorise le puritanisme, à force de préférer l'individualisme de la jouissance à la subjectivité désirante, plus elle devient pornographique et plus elle tente d'éradiquer la psychanalyse au bénéfice d'une gestion médicale des plaisirs.

Car la psychanalyse, doctrine du sexe et du désir, a démontré que la liberté humaine ne pouvait se construire que sur la double reconnaissance par l'homme de l'existence de ses pulsions destructrices et de leur nécessaire

sublimation. Ni jouissance illimitée ou maîtrisée, ni frustration, tel serait le credo du savoir freudien. Celui-ci repose sur l'idée que la subjectivité serait nécessairement coupable, alors que la sexologie post-freudienne considère que l'individu doit nécessairement avoir le droit à une jouissance illimitée à condition que celle-ci s'épanouisse sous le contrôle d'une morale puritaine, elle-même inféodée à un hygiénisme médical.

À l'ère de la société standardisée du marché, à l'ère de ce capitalisme post-industriel et quasi "immatériel", centré sur la quête infinie du plaisir, l'individu est roi mais il est un roi qui n'a plus de relation sacrée ni avec un Dieu, ni avec un maître, ni avec une quelconque figure d'autorité. S'il n'y prend pas garde, sa toute puissance royale risque de n'être qu'une illusion, oscillant entre démesure et déchéance. Car sans attaches à un ordre souverain – fût-il *toujours* défaillant –, l'individu perd sa liberté pour devenir une marchandise. Condamné à la consommation du sexe, c'est-à-dire à une pornographie non transgressive, il ne peut alors reconstituer la loi que sous la forme perverse d'un dieu persécuteur, c'est-à-dire d'un surmoi puritain.

À cet égard, la perversion – et non plus la névrose au sens freudien – est devenue la figure dominante des pathologies de l'ère post-freudienne, une figure qui incarne parfaitement les idéaux de la société addictive, toxicomane et invertie qui est la nôtre. Une société qui pervertit elle aussi l'idéal des Lumières dont ses fondateurs se réclamaient quand ils préféraient la liberté à l'égalité. Notre époque méconnaît désormais les deux : et la liberté et l'égalité. Et cela se traduit sur le plan clinique, puisque la psychiatrie contemporaine a fait disparaître l'hystérie, c'est-à-dire le conflit, de son catalogue, et lui préfère la dépression, c'est-à-dire la soumission, accessible à la psychopharmacologie. Et quand elle valorise ainsi la figure de la dépression, c'est pour refouler celle de la mélancolie, source de créativité et de résistance à la servilité. Notre époque est donc puritaine et le défi posé à ce puritanisme, à travers la valorisation de la dépression et de l'abolition des conflits, est de nature perverse. Notre époque est entrée dans les anti-Lumières mais au prix de sans cesse convoquer les Lumières – le progrès, le bonheur, l'hygiène –, pour mieux les bafouer.

La perversion est dès lors tout aussi visible dans les écrits qui prétendent la circonscrire ou la censurer – c'est-à-dire dans le discours puritain – que dans ceux qui visent à la promouvoir ou à l'exalter – c'est-à-dire dans le discours pornographique. Entre ces deux discours existe une sorte de symétrie, l'un produisant l'autre et réciproquement.

Que l'on prétende abolir l'acte sexuel non reproductif au nom d'une croisade du bien contre le mal – ce qui est au fondement du discours puritain

– ou que l'on impose l'obligation de jouir au nom d'un hygiénisme des corps, cela revient toujours à faire de la sexualité un enjeu normatif contraire à l'essence du désir : une "érotique disciplinaire", pour reprendre le mot de Foucault. Le puritanisme comme la pornographie appartiennent à un ordre social et sexuel commun pour lequel la surveillance de la *psyché* prime sur l'épanouissement du désir. À l'ère libérale, où dominent ces deux impératifs, il semble bien qu'une partie du modèle sadien se soit réalisé. Et c'est sur le continent nord-américain – beaucoup plus que dans la vieille Europe – qu'apparaît le mieux le visage de ce curieux Janus des temps modernes.

J'appelle puritanisme tout ce qui vise à purifier l'âme humaine de ses désirs, de ses plaisirs, de ses transgressions en transformant tantôt en victimes et tantôt en bourreaux ceux qui s'y livrent. À cet égard, le puritanisme produit toujours de la pornographie, car à force de chercher à éradiquer le démon du sexe, on transforme le sexe en une exhibition diabolique. Dans les sociétés démocratiques – où règne l'État de droit – la victimisation de l'autre est un phénomène pervers qui suppose toujours l'existence d'un persécuteur. Elle débouche sur une judiciarisation excessive des relations entre les sujets, c'est-à-dire sur une emprise toujours plus grande de l'expertise légale sur les passions de l'âme. Et donc une régression de l'esprit des Lumières dont je rappelle qu'il a pour objectif d'éclairer l'opinion et non pas de lui obéir.

Et rien n'est plus terrible aujourd'hui que cette surenchère de lois sur le harcèlement sexuel à laquelle on assiste aux États-Unis et maintenant en Europe. "Rendez-nous Monica Lewinsky" s'est écrié Philipp Roth, le plus grand écrivain américain vivant, homme des Lumières sombres, conservateur éclairé à la Flaubert, hanté par la passion du sexe, après l'invasion de l'Irak par le président George W. Bush, signifiant ainsi qu'il préférerait un président qualifié de pornographe – Bill Clinton – à un président puritain, un président qui exhibe désormais, devant ses visiteurs, tel un trophée dérobé dans un *sex shop*, le pistolet de Saddam, dictateur déchu. Philippe Roth, grand portraitiste, comme Freud des présidents américains, devrait écrire un jour l'histoire du Bureau ovale, à la manière du *Complexe de Portnoy*.

"La déconstruction, c'est l'Amérique", dit également Jacques Derrida. Tout se passe en effet comme si, en Amérique, véritable laboratoire de mise en acte de nos fantasmes européens, était en train de se produire, sous nos yeux, l'une des révolutions les plus paradoxales du monde occidental : une société entière, ravagée par la folie des évaluations, la mesure des affects, et l'effacement des frontières de l'humain, se défait de l'intérieur, au moment même où elle est devenue la plus grande des puissances impériales et où, au nom d'un idéal des Lumières qu'elle pervertit, elle prétend apporter la liberté à

des peuples qu'elle asservit deux fois : car elle ne les libère d'une dictature horrible – comme en Irak – que pour les faire passer sous le joug d'une dictature aussi horrible, celle des islamistes, soutenus eux-mêmes par des intellectuels américains, tellement haineux de leur propre démocratie qu'ils préfèrent favoriser le pire plutôt que de réfléchir à un nouvel idéal du progrès. Je pense notamment à Chomsky, très différent des autres intellectuels américains rebelles (Roth, Mailer, Sontag, etc), dont les croyances cognitivistes – qui l'ont autorisé à traiter d'imposteurs tous les représentants de la philosophie continentale de Lacan à Foucault, en passant par toute la philosophie allemande (Adorno, Husserl) – ne sont pas sans rapport avec sa fascination pour Oussama Ben Laden, lequel ne manque jamais de jouir de l'emprise qu'il exerce sur ses ennemis : l'un favorise le terrorisme comme il avait soutenu le négationnisme et l'autre bafoue toutes les valeurs de la démocratie en se voulant le pervertisseur de sa Loi.

Je prendrai trois autres exemples plus concrets pour illustrer comment un idéal des Lumières peut basculer en son contraire, au terme d'une vision purement organiciste et cognitive de l'humain. Volonté de maîtriser l'immaitrisable (la pulsion sexuelle) pour le bien de l'humanité, dans le premier cas. Volonté d'abolir la perversion par des traitements pervers dans le deuxième cas. Animaliser l'homme et humaniser le robot humanoïde dans le troisième cas.

Chacun connaît le débat contemporain qui oppose les tenants de l'abolition de la prostitution (les puritains) aux partisans de sa légalisation en tant que "métier du sexe" (la pornographie "maîtrisée" ou domestiquée). C'est au nom de l'hygiénisme et de la protection des prostituées que certains États – dont l'Allemagne et les Pays-bas – ont légalisé les rémunérations pour "prestations sexuelles" et inventé des "cabines de prestations", que l'on refuse d'appeler "bordels" – le mot est politiquement incorrect –, lesquelles sont gérées par des sociétés anonymes dont on pense qu'elles permettent de contrôler toutes les formes de tourisme sexuel, susceptibles de générer un désordre social ou des épidémies de maladies sexuellement transmissibles.

A *contrario*, c'est au nom de la même idéologie que la Suède a rendu délictueuse la consommation de l'acte sexuel par le client, faisant peser sur celui-ci et sur la prostituée tout le poids d'une répression qui devrait viser, avant tout, les réseaux de proxénètes. Dans un cas, on industrialise le commerce du sexe pour mieux le contrôler, et alors l'État devient un proxénète, dans le cas contraire on prétend l'abolir en risquant de le rendre d'autant plus clandestin et transgressif que l'on criminalise le sexe vénal. Dans les deux cas, le puritanisme et la pornographie s'unissent, tantôt pour promouvoir une

formidable exhibition du sexe, tantôt pour la proscrire. Jouissance affichée d'une part, jouissance dissimulée, de l'autre. Jean-Michel Rabaté, spécialiste de Joyce et professeur de littérature à Philadelphie, a fort bien démonté ce mécanisme dans un livre sur les logiques du mensonge. Nous avons le choix binaire, dit-il, entre "tout dire et ne rien dire". Entre l'exhibition absolue de l'intime et la répression totale du désir.

Deuxième exemple. On sait par de nombreuses enquêtes et de multiples témoignages comment les sexologues, tous psychiatres ou psychologues, adeptes du comportementalisme, se conduisent avec ce qu'ils appellent désormais les "déviant sexuels" et non plus les pervers, puisque ce mot de perversion, jugé trop aristocratique, trop flamboyant, trop transgressif, a été banni du vocabulaire de la psychopathologie.

Depuis vingt ans donc, notamment aux Etats-Unis et au Canada, ces sexologues, rebaptisés "sexothérapeutes", administrent à des déviants sexuels, toujours volontaires et consentants, de bien curieux traitements de l'âme et du corps. Installés dans des cliniques transformées en laboratoires de recherches, ils fournissent à ces patients, ravis d'être ainsi instrumentalisés, tout un arsenal de gadgets technologiques et d'images de synthèse destinés à satisfaire toutes leurs demandes. Cherchant à extraire la vérité psychique du corps même du sujet, ils les encouragent à regarder *jusqu'à plus soif* des films pornographiques en même temps qu'ils les relient à de multiples appareils ayant à charge de mesurer l'intensité de leurs émotions ou de leurs érections. Ils vont même jusqu'à louer pour eux des "partenaires" qui ont pour mission de rectifier les défauts de leur cognition par des attouchements ou des actes sexuels qui se déroulent en présence des thérapeutes.

Ainsi les déviants sexuels, une fois dépossédés de ce qui faisait l'essence de leur perversion – c'est-à-dire leur passion sacrilège à incarner le mal – sont-ils *contraints de leur plein gré* à devenir des rats de laboratoire, au moment même d'ailleurs ou les défenseurs du règne animal condamnent les souffrances infligées aux rats par les chercheurs. Dans les laboratoires où ils sont traités, les déviants répètent fantasmatiquement leurs actes délictueux, de façon à ce que lesdits actes, du fait de cette mise en condition fictive, deviennent ennuyeux et donc indésirables à force d'être "autorisés". C'est alors qu'ils sont incités à se rééduquer en effectuant, sous contrôle, des actes sexuels dits "normaux". Quand les divers traitements sont déclarés "inefficaces", ce qui est le cas la plupart du temps, les médecins du sexe préconisent la castration, chimique d'abord – par ingestion massive d'hormones femelles –, puis chirurgicale – par l'ablation des testicules –. Là encore, les volontaires sont légion.

Jamais aucun expérimentateur n'a pu prouver que ces traitements atteignaient leur but puisque leur but n'est pas, quoiqu'on en dise, de guérir les déviants de leur déviance – subie, haïe ou désirée – mais de donner à chaque acteur social le spectacle d'une abolition de la perversion par des traitements pervers. Or, dès que l'on veut abolir de cette manière la perversion, on risque de faire disparaître du corps social la nécessaire relation entre la norme et la pathologie, entre la loi et sa transgression. Si la science mime la perversion en prétendant abolir jusqu'à son nom, elle s'identifie à son objet au point de se pervertir elle-même, de ne rien soigner et de n'être que la complice d'une criminalité plus puissante encore que celle que l'on voulait abolir. Stanley Kubrick a fort bien démonté ce mécanisme dans *Orange mécanique*.

Je prendrai un troisième exemple. On sait que depuis des décennies, des militants se battent pour l'amélioration de la condition animale, poursuivant ainsi le combat des Lumières, en s'opposant aux expériences inutiles, à la maltraitance, aux chasses criminelles. Mais, on le sait aussi, ce mouvement s'est retourné en son contraire, dès lors que, sur fond de révolution cognitive, les extrémistes de la cause animale – je pense notamment à Peter Singer et à ses dates – se sont mis en tête de créer l'homme nouveau végétarien et d'accuser de *spécisme* – mot formé à partir de racisme – tous les mangeurs de viande – c'est-à-dire l'humanité entière – assimilés à des criminels et à des génocidaires qu'il faut exterminer par des pratiques dites d'éco-terrorisme, semblables à celle d'Al Quaida. Ils mettent donc des substances mortelles, invalidantes ou destructrices dans les produits consommés par les hommes afin de leur faire endurer des souffrances identiques à celles qu'ils infligent aux bêtes. Ils prônent la zoophilie, au point de demander un pacte d'union civile entre les hommes et leurs animaux favoris, ils affirment l'égalitarisme absolu entre toutes les espèces et ils haïssent les humains sans d'ailleurs aimer vraiment les bêtes, puisque seule l'idéologie du continuum cognitif les anime.

Récemment, des savants anglais de l'Institut des sciences et des technologies avancées, ont décidé, imitant le mouvement des adeptes animaliers de l'écologie profonde, d'inventer un nouveau droit applicable aux robots humanoïdes. On sait que ceux-ci seront, dans quelques décennies, les "compagnons" des humains : ils travailleront à notre place dans les usines, les banques et les hôpitaux, seront aides-ménagères, infirmiers, livreurs à domicile, permettant aux hommes de consacrer leur temps à autre chose qu'à ce type de servitude. Tel est en tout cas le rêve de la science.

En conséquence, les chercheurs spécialisés dans la fabrication de ces robots considèrent désormais qu'ils doivent être intégrés au monde des vivants au même titre que les humains et les non-humains. Et comme,

contrairement aux bêtes, ils savent parler, soulignent ces mêmes chercheurs, ils devront, dès qu'ils existeront, acquérir les mêmes droits que les humains : avoir une identité, un patronyme, un âge, et pourquoi pas une filiation. Reste à savoir de quelle manière ils seront sexués. Quel sera leur salaire? Qui seront leurs géniteurs? Quels enfants ils engendreront? la science ne le dit pas.

En tout cas, les chercheurs, adeptes de la révolution cognitive, considèrent désormais que ces robots humanoïdes ne sont ni des choses, ni des machines, mais des êtres humains avec des émotions : “Peut-être voudrions-nous, souligne très sérieusement Aaron Edsinger, chercheur au MIT, que les robots domestiques restent des produits ménagers qui ne manifestent pas d'émotions. Un lave-vaisselle devrait rester un lave-vaisselle. Mais les robots pour enfants occuperont un jour la place des chiens et des chats. En conséquence, l'octroi de droits équivalents pour ces deux catégories de compagnons, paraîtra naturel dans cinquante ans.” (*Le Monde*, 9-10 septembre, 2007).

Je voudrais pour finir, et contre le cauchemar annoncé, réhabiliter l'esprit des Lumières en évoquant une célèbre saga, créée par George Lucas et Steven Spielberg, deux cinéastes américains fascinés par les technologies de pointe – les fameux effets spéciaux – et qui ont su donner une nouvelle vie aux mythes fondateurs de l'humanité, dont nous sommes les héritiers. Je veux parler de *La guerre des étoiles* (*Star wars*), formidable fable sur l'Amérique elle-même.

Le film met en scène, à travers plusieurs générations, et à l'intérieur d'un univers galiléen, tissé d'une infinité de galaxies, une épopée guerrière où se mêlent, comme dans l'histoire de l'Olympe, de la Bible ou du Far West, les dieux, les hommes, les animaux, les titans, les demi-dieux, les démons, les chimères, et donc, pour notre modernité, les robots humanoïdes.

Chaque espèce a son langage mais chaque espèce est aussi sujette à des métamorphoses et à des mutations. Fabriqués par les hommes, les robots humanoïdes sont à l'image des hommes qui les ont faits. Les uns, charmants, ressemblent à des gentlemen ou à des objets transitionnels, à la manière de Winnicott, conditionnés certains hommes pour accomplir des tâches admirables. Les autres, au contraire, sont des assassins, conditionnés par d'autres hommes pour tuer les hommes et détruire la nature et la culture.

Quant aux animaux, ils sont de toutes espèces et de toutes obédience, souvent mutants, à mi-chemin d'un parcours darwinien qui illustre les transformations de la notion de “propre de l'homme”. L'homme qui incarne les vertus ancestrales du bien et de la sagesse, et qui est donc le dépositaire de la mémoire de l'univers – c'est-à-dire de celle des hommes, des animaux et des

dieux – est un mutant verdâtre, moitié homme, moitié bête, laid et minuscule, qui parle par énigme en inversant les mots et la syntaxe.

L'univers dans lequel vivent toutes ces espèces, est traversé sans cesse, et presque ontologiquement, par le conflit éternel qui oppose les forces du mal – l'impérialisme, la barbarie, la tyrannie sous toutes ses formes – et les forces du bien – les Lumières, le progrès, la démocratie. Mais le héros véritable de cette saga, Dar Vador, n'appartient ni à un camp, ni à l'autre. Il est un être tourmenté par la dialectique du bien et du mal, et qui a engendré deux jumeaux voués à le détruire. Il a d'abord été un homme d'élite, amoureux d'une reine, guerrier des Lumières, héros au sens grec. Puis, déçu par l'incompétence des maîtres de la sagesse, qui ont cédé à la corruption, il est attiré par le "côté obscur de la force", c'est-à-dire par le mal absolu que chaque homme porte en lui sans le savoir.

Il se transforme alors en un fascinant robot humanoïde, noir teuton surgi d'une légende wagnérienne. Mais pour que cette métamorphose puisse avoir lieu, il a fallu que son corps et son visage soient entièrement brûlés, lors d'un combat singulier contre celui qui l'avait initié au bien. Il n'est donc pas un vrai humanoïde. Recouvert de son armure guerrière, et soumis à un maître barbare, défiguré par ses vices, il parle comme il respire à la façon d'un asthmatique ou d'un ventriloque. Au moment où, presque vaincu par son propre fils, au cours d'une lutte à mort, et sommé de le tuer sur ordre de son maître barbare, il retourne sa puissance guerrière contre celui qui l'a asservi. Sous le robot humanoïde apparaît alors le visage du héros qu'il était autrefois. Mais ce visage à l'agonie, pourtant superbe et plein d'humanité, est le visage d'un monstre, couvert de pustules.

Ce film illustre à merveille ce qu'est l'histoire des Lumières, hantée sans cesse par un processus d'inversion de la Loi qu'elles ont pour tâche de servir. A mesure que les hommes en pervertissent les valeurs, ils deviennent assez fous pour se prendre tantôt pour des dieux, tantôt pour des animaux et tantôt pour des robots.

Vienne, le 24 septembre 2007

QVR

Quo vadis, Romania?
Romanistik-Verein

<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Rest-
exemplare!

Themen:

- Nr. 6**, Jg. 1995: Landeswissenschaften in der Romanistik: Praxis-Probleme-Perspektiven
- Nr. 8**, Jg. 1996: Körpersprache – Zur Varietätenfrage unter besonderer Berücksichtigung romanischer Verhältnisse
- Nr. 9**, Jg. 1997: Lateinamerika aktuell – Zur Erinnerung an Susi Eßmeister
- Nr. 10**, Jg. 1997: Sprachenpolitik in der Romania
- Nr. 14**, Jg. 1999: luso-brasilianidade, italianità, francité, romanitate: Konzepte kollektiver Identität in Diskussion
- Nr. 15/16**, Jg. 2000: Exil in/aus der Romania – Beispiele aus dem 20. Jahrhundert
- Nr. 17**, Jg. 2001: Erinnern und Vergessen – nationale Gedächtnisorte in der Romania
- Nr. 18/19**, Jg. 2001/02: Deutschsprachige Rumänistik heute: Gesellschaft – Sprachen – Literaturen
- Nr. 20**, Jg. 2002: Sprache im Raum
- Nr. 21**, Jg. 2003: Le Sénégal – un modèle de gestion et de promotion des langues nationales pour l'Afrique
- Nr. 22**, Jg. 2003: 20. Wochenendseminar in Payerbach
- Nr. 23**, Jg. 2004: Sprachen im Recht?
- Nr. 24**, Jg. 2004: Die Sprachen der Avantgarde
- Nr. 25**, Jg. 2005: Politische Semantik in der Romania – Das Besetzen von Begriffen und Räumen
- Nr. 26**, Jg. 2005: Kriminalromane – Von der Trivilliteratur zur konsekrierten Literatur
- Nr. 27**, Jg. 2006: Zwischen Postkolonialismus und Selbstbestimmung: Mehrsprachigkeit und Sprachenpolitik im heutigen Afrika
- Nr. 28**, Jg. 2006: Grenzenlose Wissenschaft – Arbeiten zwischen Philologie und Soziologie
- Nr. 29**, Jg. 2007: Neue Herausforderungen für die Romanistik. Bilanz der ECTS-Folgetagung in Aachen

Inhaltsverzeichnisse siehe Homepage:
<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>